

Her.

Mitteilungen aus dem  
**Quickborn**

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und  
Literatur in Hamburg

7. Jahrg.

Hamburg, Juli 1914

Nr. 4

**Inhalt:** John Brindman. Von Dr. Wilhelm Ruff. — Friedrich Hebbel und das Plattdeutsche.  
Von Dr. Ludwig Bette. — Rundschau. — Sprache. — Theater. — Bücher-  
besprechungen. — Aus Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung  
Quickborn in Hamburg.



Brindmanhaus in Rostock

Aus dem Brindmanbuch von Otto Weiskien (Hamburg, Richard Hermes Verlag)

Per

## John Brinckman.

Von Dr. Wilhelm Ruff.

Mehr als vierzig Jahre sind ins Land gegangen, seitdem John Brinckman allzu früh aus dem Leben schied. Bald wird sich sein Geburtstag zum hundertsten Male jähren. Je ferner er nun unseren Tagen gerückt ist, desto mehr haben sich die Meinungen über ihn geklärt. Kaum ein Widerspruch wird sich heute dagegen erheben, daß man ihn Reuter und Groth ebenbürtig an die Seite stellt. Aber mit schmerzlichem Bedauern muß jeder aufrichtige Verehrer Brinckmans hinzufügen, daß er trotz dieser äußeren Anerkennung nicht die gebührende Wertschätzung erlangt hat. Reuter wie Groth haben einen großen Leserkreis in allen Gauen Deutschlands gewonnen; um Brinckman schart sich nur eine kleine, wenn auch ständig wachsende Gemeinde auf niederdeutschem Sprachgebiet. Geringen Widerhall haben die Worte der wenigen Männer gefunden, die sich für ihn eingesetzt haben. Was weiß heute die breite Masse des Volkes von Brinckman? Ist es nicht eine traurige Tatsache, daß weite Kreise kaum seinen Namen kennen? Und wer etwa von ihm gehört oder gar gelesen hat, der scheint zu glauben, im „Kasper-Dhm“ erschöpfe sich seine Bedeutung. Ja, auch dieses Werk wird noch verkauft und lediglich für eine Sammlung von Läschen in Prosa gehalten. Brinckmans entzückende Novellen, von der wundervollen Lyrik des „Bagel Grip“ gar nicht zu reden, werden von nur wenigen beachtet und geschätzt. Vollends alles das, was aus dem Nachlaß ans Tageslicht gefördert wurde, hat fast keine Wirkung ausgelöst. So liegen die Dinge im Anfang des Jubiläumjahres, ein Tatbestand, der bedenklich stimmen muß und die Zukunft in trübem Lichte erscheinen läßt. Aber müßige Klagen können nicht helfen; von der Tat allein ist alles zu erhoffen. Überall regt es sich ja; in ganz Niederdeutschland bereitet man Feiern vor. Jetzt oder nie ist es Zeit, den Bann zu lösen, der über Brinckmans Schaffen ruht. Nicht mit toten Denkmälern ist es getan, sondern in die breiten Volksschichten hinein soll man des Dichters Namen tragen, durch billige Ausgaben ihnen seine Werke näher bringen. Jedem Niederdeutschen muß es endlich klar werden, was Brinckman für seine Stammesart bedeutet.

Der großen Masse wird John Brinckman immer der Verfasser „Kasper-Dhms“ bleiben, denn zweifellos ruft dieses humoristische Genrebild die stärksten äußeren Wirkungen hervor. Wer würde auch wohl hadern, wenn es dieser prächtigen Seebärgestalt gelänge, ihn populär zu machen. Der Kenner wird freilich die übrigen Dichtungen mit mindestens ebenso großer Freude genießen, vor allem deren Krone, den „Bagel Grip“. Nicht ohne weiteres sollte man in dem Verfasser der oft grobkörnigen Schiffergeschichten einen feinsinnigen Lyriker vermuten. Daß Brinckman beides war, zeugt für seine Vielseitigkeit. Zwar haben wir nur ein kleines Bändchen als

Frucht seines lyrischen Schaffens in niederdeutscher Sprache, aber der Stimmungszauber in seinen Prosawerken entspringt derselben Quelle. In seiner hochdeutschen Lyrik hat die Fessel der Schriftsprache allerdings durchaus hemmend gewirkt. Schwulst und Pathos sind die unerquicklichen Folgen, und eine fremde Gedankenwelt voll krauser Wirrungen tut sich kund. Nur gelegentlich durchbricht ein Sonnenstrahl echter Poesie den grauen Nebelschleier, in den reifsten der Seelieder und Balladen, die oft tief empfunden sind. In eine ganz andere Umgebung führt uns nun der „Vagel Griep“, in das stille trauliche Dorf. Es ist nur ein eng begrenzter Ausschnitt aus dem Leben, aber umsonst suchen wir bei Groth eine ähnliche Geschlossenheit. Das ganze menschliche Dasein mit all seinen Freuden und Sorgen spiegelt sich darin, untermischt mit lieblichen Naturschilderungen. Dinge aus dem Alltagsleben bilden den Inhalt, und doch verfällt Brinckman nie ins Platte. Das Volksliedhafte seiner Gedichte, ihre schmucklose Wahrhaftigkeit und Schlichtheit strömen einen eigenartigen Reiz aus. Sehr schön sind die ganz volksmäßigen Liebeslieder. Im ganzen herrscht bei aller Lebensfreude eine ernste, fast schwermütige Stimmung vor. Läuschenartige Stücke sind sehr sparsam beigemengt, wenn auch der Humor zu seinem Rechte kommt. In den eigentlichen Naturbildern hat Brinckman mit seinem dichterischen Gefühl die ganze Natur belebt und beseelt. Alles aber quillt tief aus dem Grunde des niederdeutschen Volkstums hervor. Herb wie dieses ist auch seine Lyrik, aber dennoch anmutig und zart, gelegentlich mit derben, nie aber mit weichlichen Zügen. Die Sprache ist ebenso echt wie die Gedankenwelt und hat ein altertümliches Gepräge. Einen Vergleich mit Groths „Quickborn“ braucht der „Vagel Griep“ nicht zu scheuen. Noch fester als jener wurzelt er in heimatlicher Erde, ohne von den Strömungen des damaligen hochdeutschen Geisteslebens befruchtet zu sein. Noch mehr als für Groth war für Brinckman die heimische Mundart eine innere Notwendigkeit.

Brinckmans lyrische Begabung zeigt sich auch in der trefflichen Kleinmalerei seiner Prosawerke, die sich in behaglicher Breite ergehen. Wahre Meisterstücke sind seine kleineren novellenartigen Erzählungen. Gleich „Boß un Swinegel“, die erste Dichtung, mit der er sich an die Öffentlichkeit wagte, ist ein Erzeugnis seiner reichen Künstlerschaft, das Reuters Läuschen turmhoch überragt. Die von ihm selbst erfundene Tiergeschichte wie der Rahmen, der diese umspannt, ist durchaus realistisch, und doch umleuchtet sie ein feiner poetischer Schimmer. Nirgends zeigt sich Brinckmans Humor sonziger und abgeklärter als hier. Ganz vortrefflich sind der Fuchs und der Igel getroffen. — Auch das bald nachher entstandene, wenn gleich viel später veröffentlichte „Höger up“ ist ein Prachtstück. Ein Volksmärchen bot in der Hauptsache die Grundlage; die ganze Ausgestaltung aber, das meisterhafte Zeit- und Lokalkolorit sind Brinckmans Zutat. Geschichtliche Erinnerungen, sagenhafte Überlieferung und die sorglose Heiterkeit des Märchens klingen in schönster Harmonie zusammen. Man muß den Sunter Achim lieb gewinnen, den

echtes Selbstbewußtsein aus niederer Umgebung her austreibt, der sich den Platz erringt, für den er geboren ist. Auch der Herzog ist trotz der bizarren Züge eine prächtige Gestalt, mit der sich Reuters Dörchläuchting nicht messen kann. In der Schilderung der mittelalterlichen Stadt steht Brinckmans Kunst auf voller Höhe. Die Sprache ist reich an plastischen Bildern. — Den „Generalkreeder“, der in „Von Anno Toback“ eine breite Erweiterung erfahren hat, erfüllt die ernste sittliche Weltanschauung, daß derjenige nicht betrogen ist, der auf Gott vertraut. Daß das Gute endlich siegen muß, ist ein bei Brinckman immer wiederkehrender Grundgedanke, der sicher seiner innersten Überzeugung entsprungen ist. Zwar kommt diese Tendenz ein wenig zu mystisch und lehrhaft zum Ausdruck, aber im übrigen ist die Novelle bis in alle Einzelheiten fein durchdacht. Die Personen sind trefflich charakterisiert. Humoristische Züge fehlen im Gegensatz zu der späteren Ausgestaltung fast ganz. Merkwürdig ist der in allen Ausgaben weggelassene Schluß, der in eine Satire auf die adlige Lebewelt ausmündet. — An ethischem Gehalt, überhaupt an künstlerischem Wert steht „Mottche Spinkus un de Pelz“ den genannten Dichtungen nach, obschon ein Vergleich mit Reuters Läusechen „Ein Schmutz“, das dieselbe Anekdote behandelt, ganz zu dessen Ungunsten ausfällt. Weil die Geschichte zu breit ausgesponnen ist, verliert sie an Wirkung. Aber meisterhaft sind das jüdische Kleinstadtleben und die einzelnen Gestalten getroffen. Kostbar ist das Jüdisch-Deutsch, wengleich etwas karikiert. — „Peter Lurenz bi Abu kir“, zeitlich wohl die letzte der kleinen Erzählungen, ist rein formal ein vollendetes Kunstwerk, aber der Inhalt steht nicht auf gleicher Höhe. Brinckmans eigene Glossen zeigen, daß er fast Bedenken trug, diese unglaublichen Lügengeschichten eines Mannes literarisch zu verwerten, der sich selbst in wahnwitziger Selbstüberhebung in den Mittelpunkt der Weltgeschichte rückte. Brinckman, der selber angibt, er habe Lurenz nach dem Leben gezeichnet, hat wohl aus mündlicher Tradition geschöpft. Wundervoll hat er den alten Seebären und sein kleines Gegenstück, den Bierbrauer Bloch, geschildert. Ganz ausgezeichnet ist die Art der Darstellung und die Behandlung der Sprache. Der groteske Humor läßt an amerikanische Einflüsse denken. Aber trotz aller äußeren Vorzüge dieses Werkes erweckt die krankhafte Selbstgefälligkeit des Lurenz letzten Endes nur pathologisches Interesse. — Noch viel mehr barocke Elemente enthält „Ut den Dämellklub“, ein satirisch-humoristisches Zeitbild aus Rostock um das Jahr 1840, mit kulturgeschichtlich interessantesten Partien, aber sonst voll toller Verkehrtheiten. Eine eigentliche Fabel hat diese „Dämeli“ nicht. — Von sonstigen Novellen, z. B. „Ammer prompt un praktisch“, sind nur kurze Bruchstücke ausgeführt.

Die liebevolle Ausgestaltung aller Einzelheiten ist wohl ein unbestreitbarer Vorzug von Brinckmans Kunst, zugleich aber auch ein entschiedener Nachteil; denn in seinen größeren Werken zerreißt das Episodenhafte den festen Zusammenhang und läßt keine geschlossene Handlung aufkommen. Dreimal hat er von verschiedener Grundlage

aus einen plattdeutschen Roman zu schaffen versucht, aber ohne Erfolg. Reuter gebührt hier der unbestrittene Vorrang. Der „Kasper-Ohm“, Brinckmans bekanntestes und beliebtestes Werk, war ursprünglich eine Folge läuschenartiger Geschichten, die allein von der Person des Titelhelden zusammengehalten wurde. Später hat er dann diese Skizze ausgestaltet, ihren Umfang verdreifacht, und die vielen Episoden unter einen Leitgedanken zu stellen versucht, ohne diese Absicht trotz aner kennenswerten Fortschritts recht verwirklichen zu können. Das Ganze blieb eine lockere Folge ohne künstlerische Geschlossenheit. Der Werdegang des Andrees, der erst in der zweiten Fassung gleichwertig neben seinem Oheim tritt, ist nicht plastisch genug herausgearbeitet. Das romanhafte und im ganzen ernste Schlußkapitel, die wohl von Reuter angeregte Franzosentid, ist nicht organisch genug angefügt, und enthält manche Widersprüche. Der wirkliche Reiz der Erzählung beruht nicht auf der schwachen Handlung, sondern auf der ganz vorzüglichen Zeichnung der meist humoristischen Einzelabschnitte und der handelnden Personen. Wertvoll sind die zahlreichen autobiographischen Züge. Mit Kasper Ohm selbst steht und fällt die ganze Dichtung. Wer fände nicht stets aufs neue an diesem prächtigen Typus des holländischen Seemanns entschwendener Zeiten, der trotz mancher kleinlicher, ja lächerlicher Eigenheiten ein ganzer Kerl von echtem Schrot und Korn ist. Daher stimmen sein großes Selbstbewußtsein, seine derbe Offenheit, seine köstliche Ausdrucksweise immer wieder heiter. Er gehört sicher zu den besten humoristischen Gestalten der Weltliteratur, wemgleich er an Bräsig nicht heranreicht; dazu fehlt die innerliche Vertiefung. Überhaupt quillt Brinckmans Humor nicht so wie derjenige Reuters ganz aus dem Herzensgrunde. Die grotesken und satirischen Einschläge, an und für sich zwar belustigend, sind dennoch ein Element, das dem echtsten, wahrsten Humor fremd ist. Besonders die Professorsfamilie verliert durch die barocke Zeichnung an Lebenswahrheit. Gut dagegen sind Andrees und seine Gefährten getroffen; die gärende Unreife, die sich in tollen Streichen Luft macht, läutert sich zu wahrer Mannhaftigkeit. Auch die Nebenfiguren sind meist recht glücklich dargestellt. Bewundernswert ist Brinckmans Kunst, sie alle durch ihre Sprache zu charakterisieren. Da ist Kasper-Ohms stark mit seemannischen Ausdrücken und Bildern versetztes Platt mit dem holländischen Anflug, Kasper-Möhmes gezierte Redeweise usw. Überhaupt ist Brinckmans Sprachgewalt hohes Lob zu zollen. Ein eigenartiges Mittel seiner Stilkunst ist der Reichtum an volkmäßigen und sprichwörtlichen Redewendungen, an Bildern aller Art, namentlich solcher, die dem Seewesen entnommen sind. Eine Schicht von Teergeruch und Salzwasserbrise scheint über dem Werke zu lagern. Damit ist auch eine frische Lokalfarbe gegeben. „Kasper-Ohm“ und „Von Anno Toback“ entrollen ein umfassendes Kulturbild aus der alten Hansestadt Rostock.

Viel schwächer ist „Uns Herrgott up Reisen“, das letzte Werk, das Brinckman selbst veröffentlicht hat. Seine Absicht, „ein echtes

rechtes niederdeutsches volkstümliches Weihnachtsmärchen“ zu schreiben, hat er nur zum kleinsten Teile ausgeführt. Weihnachtsstimmung enthält erst der zweite, am Schluß ein wenig sentimentale Teil, die warme und gemütvollte Geschichte des Lehnschulzenhofes. Vortrefflich in ihrer Art ist auch die satirische Erzählung von den Drangsalen und der Rache der drei Handwerksburschen in Teterow, eine köstliche Verspottung der bürgermeisterlichen Selbstherrlichkeit. Zu diesen beiden Hauptstücken kommen noch eine Menge meist satirischer Betrachtungen über allerlei mecklenburgische Mißstände, die Brinckman schon in den gar nicht üblen hochdeutschen „Neuen Mecklenburgischen Liedern“ und in der formlosen Prosafäzisse „Gerold von Vollblut“ (die übrigens kaum als Quelle der „Stromtid“ anzusehen ist) mit scharfen Pfeilen bedacht hatte. Die Ritterschaft kommt besonders schlecht weg. Das soziale Problem der Verteilung von Großgrund- und Kleinbesitz wird in liberalem Sinne breit behandelt, wie denn Brinckman sein ganzes Leben lang liberale Ideen verfochten hat. Das alles wird locker durch den märchenhaften Gedanken der Herrgottsreise zusammengehalten. Aber diese Einkleidung ist nicht überall glücklich ausgeführt. Der liebe Gott erscheint dem Teufel gegenüber zu ohnmächtig und dieser wieder ist entschieden zu einseitig und auch wohl zu grotesk gezeichnet. So will trotz aller Schönheit im einzelnen kein befriedigender Gesamteindruck aufkommen.

Dem „Rasper Ohm“ nahe steht Brinckmans bei weitem längstes, obschon nicht einmal zur Hälfte vollendetes Werk „Von Anno Toback“, die im Nachlaß aufgefundenen Erweiterung des „Generalreeders“. Er hat dessen Handlung übernommen, aber durch breiteste Ausführung aller Episoden und Einfügung einer Anzahl neuer Züge derart aufgeschwellt, daß wir fast den Überblick verlieren; je mehr der Roman fortschreitet, desto mehr verliert er sich ins Uferlose. Endlose Reden, Briefe und Träume führen zu einer übergroßen Weitschweifigkeit. Aber wer Brinckmans Kunst restlos verstehen will, darf nicht an dieser Dichtung vorbeigehen, die bei allen Längen unbestreitbare Vorzüge aufweist. Als ganzes ist sie ein überaus getreues Kulturbild mit geschichtlichem Hintergrunde wie der „Rasper Ohm“, den sie gleichwohl nicht wiederholt, sondern ergänzt. Immer weiß Brinckman neue intime Reize aufzudecken. Mit künstlerischer Feinheit hat er die Episoden ausgebaut, von denen manche Prachtstücke sind. Dem Humor wird ein breiter Spielraum gewährt, allerdings mit starken satirischen und grotesken Beimengungen; bezeichnend ist die tolle Geschichte von der Taufe und dem verfrühten Stapellauf des „Agamemnon“. Rühmendwert ist der außergewöhnliche Reichtum an originellen Gestalten, die freilich zum Teil Karikaturen sind. Aber wie allseitig beleuchtet, wie anschaulich gezeichnet sind doch Hofrat Brümmer, Oskar Kröpfer, Male Preiselt, um nur diese aus der langen Reihe herauszugreifen. Alle diese Menschen wirken nun gleichsam durch sich selbst, nicht zum wenigsten durch ihre stets individuell verschiedene Sprechweise. Neben der reinen plattdeutschen Rostocker Mundart (in einigen seiner Werke verwendet

Brinckman auch den breiteren mecklenburgischen Landdialekt) findet sich das Hochdeutsche in verschiedenen Schattierungen, das Missingsch in zahllosen Spielarten. Immer wieder muß man des Dichters Sprachgewalt bewundern. „Von Anno Toback“ ist mehr als jedes andere seiner Werke eine sprachliche Fundgrube, zumal für die Seemannssprache. Allgemein zahlreich sind die Bilder aus dem Seemannsleben, die Sprichwörter und volksmäßigen Redewendungen. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Roman die Beachtung erfahre, die ihm gebührt.

Freilich ist Brinckmans Schaffen nicht derartig, daß sich dem Leser alles mühelos erschließt. Die dort ruhenden Schätze liegen nicht offen da, sondern wollen ergraben sein. Dafür enthüllen sich immer neue Reize, je öfter und tiefer man sich hineinversenkt. Immer mehr verblaffen die anfangs auffallenden Schwächen; stets lebendiger und eindrucksvoller hebt sich seine künstlerische Größe ab. Wer ihn einmal recht erfasst hat, wird ihn dauernd verehren. Darum sei nochmals die dringliche Mahnung erneuert, Brinckman zu geben, was sein ist. Fort mit allen Vorurteilen, die seinem Ruhm im Wege standen, fort mit der ebenso schlimmen Gleichgültigkeit, die die weite Volksschichten abhielt, sich mit ihm zu befassen. Jeder tue sein Teil dazu! In unsern Tagen, wo unsere Sprache und Stammesart immer heftiger umbrandet werden, kann er uns eine Stütze, ein Helfer sein, denn er ist der Großen einer. Wer so wie er in der niedersächsischen Muttererde wutzelt, wer so das Denken und Fühlen des niedersächsischen Menschenschlages zu deuten verstanden hat, der ist ein wahrer Heimats- und Stammesdichter, ein Führer im Kampf um altererbte heilige Güter.

---

## Friedrich Hebbel und das Plattdeutsche.

Von Dr. Ludwig Bette, Gladbeck i. W.

Ehe das Niederdeutsche durch die Werke Klaus Groths und Fritz Reuters seine Auferstehung feierte und literaturfähig wurde, herrschte unter den deutschen Dichtern und Sprachforschern ein lebhafter Streit über den Wert, die Berechtigung und die Zukunft des Plattdeutschen als Literatursprache. Jakob Grimm wies sagte ihm, daß es wie alle übrigen „Mundarten“ vom Hochdeutschen werde verschlungen werden. Ebenso pessimistisch urteilten Hamann und Hermann Allmers. Rudolf Wienbarg verstieg sich sogar zu der Forderung, daß die plattdeutsche Sprache mit Stumpf und Stil ausgerottet werden müsse. Zu den Gegnern des Plattdeutschen gehörte im gewissen Sinne auch Friedrich Hebbel, dessen Stellungnahme umso mehr auffallen muß, weil er als reiner Plattdeutscher aus dem poetisch begabtesten Stamm, dem dithmarsischen, hervorgegangen ist. Seine Ansichten über das Plattdeutsche auf ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung hin zu untersuchen und zu erklären, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Als Dichter hat sich Hebbel nur einmal des Plattdeutschen bedient: in dem Lustspiel „Verkleidungen“ (S. Krumm, Fr. Hebbels sämmtl. Werke, VII., 202).



Dieses ist ein harmloser Zweiakter, den er auf Wunsch seines Töchterchens Titi für eine häusliche Aufführung zum 18. März 1858, seinem 45. Geburtstag, verfaßt hat. Zwei Mädchen, Elise und Klara, erwarten ihre Freundin Christine, über die sie in neckisch-spöttischen Worten plaudern. Da naht sich ihnen Christine, zunächst als Oberösterreicherin, dann als dithmarscher Bauernknabe verkleidet.

„Na! Bün't hier rech? Dar stah twee Deerns!

De sund rech nüdli, as't schient von Feerns.

Gun Dag! min Rinner's! Verschreckt ju nich!

Ik bin en Minsch un heff of en Gesich.“

Die beiden Mädchen schauen sich verwundert an, da sie kaum ein Wort verstehen. Dann fährt der verkleidete Bursche fort:

„Ik kam, um min Landsmann mal to besöken

In en Paar Pipen mit em to schmöken,

Ik schall em of gröten von Antje Katrin,

De fött noch jümmers de besten Schwin.“

Als er nun beginnt, seine Geschenke auszupacken, sich aber sofort den besten Apfel selbst in den Mund steckt, da rufen Elise und Klara:

„Nun fängt der Bube gar an zu essen!

Christine, Christine, du hast uns vergessen!“

Jetzt kann Christine sich des Lachens nicht mehr erwehren und gibt sich zu erkennen. Dann trägt sie ihren Freundinnen das Grothsche Gedicht „Matten Has“ vor, mit dem sie dem Geburtstagskinde eine freudige Überraschung bereiten will. Die „Verkleidungen“ gehören zwar zu den minderwertigen Erzeugnissen Hebbels; doch möchten wir dieses schaltheftige Opfer auf dem Hausaltare nicht unter seinen Werken missen, weil es die einzige Gabe in seiner Muttersprache ist und zum anderen, weil es ein schönes Zeugnis ablegt von der reinen Kindlichkeit des Dichters und dem Behagen, das er im häuslichen Kreise empfand.

In den „Verkleidungen“ macht sich deutlich der Einfluß der Dialektdichtungen Klaus Groths geltend, durch dessen „Quickborn“ die Erinnerung an die Heimat und die Sprache der Kindheit kräftig in Hebbel belebt worden war. Beide Dichter hatten sich schon im Jahre 1834 kennengelernt. Groth entwarf von dem damaligen Schreiber des Wesselburener Kirchspielvogtes folgende Schilderung: „Er war schlank gebaut, doch fleischig, beinahe üppig, mädchenhaft, eine große bewegliche Gestalt mit blauen Augen, blondem Haar. So war auch seine Stimme weich und biegsam wie seine Bewegungen“. Zunächst blieben die Landsleute einander noch fremd; erst nach dem Erscheinen des „Quickborn“, den Hebbel mit heller Freude begrüßte und unermüdet seinen Wiener Freunden empfahl, entspann sich zwischen ihnen ein reger Briefwechsel, dessen Herzlichkeit allerdings später erkaltete. Hebbel plante bei seinem Besuche in Hamburg (1861) einen Abstecher nach Kiel, wo Groth lebte; aber die Ausföhrung unterblieb.

Obwohl Hebbel seit 1845 fern der Heimat in Wien ständigen Aufenthalt genommen hatte, verfolgte er doch mit lebhaftem Interesse die Wiedergeburt des Plattdeutschen. Er las alle Neuerscheinungen und unterzog die meisten einer Besprechung in seinen literarischen Kritiken. So schrieb er eine Rezension über Theodor Pienings „Enack un Snurren ut de Spinnstuw, Plattdeutsche Dorfgeschichten in dithmarscher Mundart“. (1858) Den Titel des Buches lehnt Hebbel als völlig verfehlt ab. Diese Dorfgeschichten, so führt er aus, hätten mit der Spinnstube nichts zu schaffen; sie wären durchaus modern und wendeten sich an ein ganz anderes Publikum, als es sich bei schnurrenden Rädern auf einem Bauernhofe um den qualmenden Ofen zu versammeln pflege. „Seine Dorfgeschichten sind alle hochdeutsch gedacht und auf dem Wege vom Kopf zur Feder ins Plattdeutsche übertragen.“ (Werke XIV S. 122). Im einzelnen spricht er Piening ein schönes Unterhaltungstalent zu. In „de schwatte Kater“ gebe er sogar über Klaus Groth, dem die Erfindungsgabe fast ganz zu fehlen scheine, hinaus.

Lob und Tadel mischt sich auch in der Rezension über Reuters „Klein Hüfung“. „Dieses Idyll verspricht in der ersten Hälfte sehr viel, hält aber



leider in der letzten sehr wenig". Es werde dem Leser schließlich zu mude, als ob er auf einem harmlosen Spaziergange plötzlich unter Löwen und Tiger geriete, die durch Schuld des betrunkenen Wärters aus einer Menagerie entkommen seien. Hebbel hält eine veröhnende Lösung für absolut geboten. Reuter habe zu den äußersten Mitteln der Tragödie gegriffen und dadurch alle Harmonie zerstört. „Dennoch“, so schließt er, „ist das Gedicht eine höchst beachtenswerte Talentprobe; auch steht ihm sein plattdeutsches Gewand recht gut, und von seiten der Erfindung geht es weit über Klaus Groth hinaus.“

Scharf verurteilt Hebbel die „norddutschen Stippstörcken und Legendchen“ von L. Schulmann. Er nennt sie zusammengestoppelte Märchen und rechnet sie zum Plattesten und Trivialsten, was in diesem Genre hervorgetreten sei. Zudem seien sie mit einer Breite vorgetragen, welche die Geduld auf eine noch höhere Probe stelle als der dürftige Inhalt selbst. (Werte XIV 139).

Sehr ausführlich beschäftigt sich Hebbel mit Johann Meyers „Dithmarscher Gedichten“ (1859). Er bezeichnet sie als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur und empfiehlt sie aufs wärmste. Meyer könne dem gesamten deutschen Volke als ein neuer Beweis gelten, wie viel edles Mark noch in dem schlichten Volksstamm stecke, der an der Eider in stiller Qual, wie der von einem Horniſschwarm befallene Ritter des alten Liebes, seiner endlichen Erlösung harre. „Vom hellen sangbaren Liede an, durch die saftige, frische Idylle hindurch bis zum historischen Genrebild hinauf klingen uns aus der Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen, einige schwächer und matter, wie das sich bei 2 verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Numpellab'n“ oder „Matten Has“, die ich an die Spitze des „Quickborn“ stelle, so kann „Anna“ es kühn mit „Hanne ut Frankrit“ und mit „de Bullmacht“ aufnehmen, und „de Slach bi Hemmingsted“ überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „de letzte Fehde“.

Wenn irgendwie, so läßt sich auf diese Rezension das Horazische *quandoque bonus dormitat Homerus* anwenden. Ohne Zweifel beurteilt Hebbel Meyers Gedichte mit zu großer Milde, dagegen macht er sich gegen Groth, der jenen an Originalität, Tiefe und dichterischer Kraft weit überragt, einer starken Ungerechtigkeit schuldig. Es läßt sich kaum mit Bestimmtheit sagen, was Hebbel veranlaßt hat, in solch abfälliger Weise über den ersten plattdeutschen Dichter zu urteilen dem gegenüber er doch früher den „Quickborn“ eine „Zat“ genannt hatte, die umso schwerer ins Gewicht falle, als Groth sich sein Instrument erst habe bauen müssen, bevor er seine Melodie spielen konnte. Vielleicht war es Hebbels naive Freude an den Klängen der heimatlichen Mundart Meyers oder der Wunsch, seinem Freunde und Verleger Campe einen Gefallen zu erweisen. Sicherlich ist auch eine Verstimmung mit im Spiele gewesen, die Hebbel seit dem Erscheinen der „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ gegen den Quickborn-Dichter in sich trug. Groth sagte im 22. Briefe der genannten Schrift: „So ringen jetzt seit Kleist unsere besten Kräfte um den Preis des Dramas, wie es scheint, vergebens, vielleicht hauptsächlich mit gebunden durch die Fesseln der Buchsprache. — Charaktervolle Sprache kann kein Einzelner machen, der hochdeutsche Dichter muß seine Kraft aufreiben an Dingen, die sein Volk ihm geben müßte“. Wie übel Hebbel diese Stelle vermerkt hatte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 29. Juli 1861 an seinen Landsmann schrieb. Noch mehr erregten zwei andere Behauptungen in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ Hebbels Widerspruch. Groth vertrat nämlich, von heiligem Feuer für seine edle Sache erfüllt, die Ansicht, daß das Übergewicht des Hochdeutschen über das Plattdeutsche für die Entwicklung unserer Literatur bedenklich gewesen sei. Gegen diese These wendete sich Hebbel mit aller Schärfe. Er empfiehlt Groth die Lektüre der Monographie „das Leben der Seele“ von M. Lazarus, damit er sich überzeuge, daß er auf ein höchst untergeordnetes Moment der Sprache, das in seinem Falle obendrein größtenteils nur durch den langen Nichtgebrauch so glänzend hervorsteche, ein übertriebenes Gewicht lege, und daß er sich hüten solle, sein kleines Recht durch zu hitzige Verfolgung in ein großes Unrecht zu verwandeln. (XIV. S. 115).

In einer zweiten Rezension der genannten Monographie kommt Hebbel noch einmal auf „das vorlaute Büchlein des sonst so tüchtigen Holsteiners“ zurück, das recht schlagend zeige, wie die Virtuosität im Genre sich sehr wohl mit völliger Unklarheit über den Zweck der Kunst und den Wert ihrer Mittel vertrage. „Es ist doch gar zu traurig, wenn ein wackerer Mann nicht einsehen will, daß es sich ums Spiel und nicht um die Vielfältigkeit der Fäden handelt und daß der vom Meister vernachlässigte Ust seinen Prozeß darum noch nicht gewonnen hat, weil er beweisen kann, daß auch aus ihm ein Instrument zu bohren gewesen wäre.“

Wie aus den angeführten Rezensionen hervorgeht, steht Hebbel dem Plattdeutschen als Literatursprache keineswegs grundsätzlich ablehnend gegenüber. Er hatte die Bedeutung der Mundarten für die deutsche Sprache, insbesondere für die Poesie, sehr wohl begriffen, noch ehe Groths „Quickborn“ ihn begeisterte und zu Tränen rührte. Schon 1848 führte er in einem Aufsatz über Meinholds „Eidonia von Bork“ aus, daß das gekünstelte Imitieren einer altertümlichen Sprache ganz etwas andres sei als die Verwendung eines gesprochenen, aus dem Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Idioms, wie z. B. des Alemannischen in Hebbels Gedichten. Auch in der Besprechung der Pieningschen Dorfgeschichten erklärt Hebbel ausdrücklich, daß die plattdeutsche Sprache das vollste Recht habe, als Idiom fortzuleben und vom Dichter gebraucht zu werden, wenn er es nicht entbehren könne. Niemals aber dürfe sie der hochdeutschen Sprache gleichgestellt werden. Das würde nach der Überzeugung Hebbels auf dem einzigen Gebiete, auf dem wir Deutsche seit Jahrhunderten einig sind, eine unheilvolle Zersplitterung herbeiführen und zur Folge haben, daß der Nationalgeist, der bis jetzt doch wenigstens in der Literatur ganz und ungebrochen wirkte, auch hier dem entkräftigendem Idealismus verfielen, der vielleicht dereinst in der Weltgeschichte den Namen des deutschen Fluches tragen werde. (XII. S. 117). Denselben Gedanken wiederholt er an anderer Stelle: „Wir müßten es beklagen, wenn sich jetzt, drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwischen beiden Schwestern zum Heil der Nation durch seine Bibelübersetzung ein für allemal entschied, neben der hochdeutschen eine selbständige plattdeutsche Literatur etablieren und das einzige Band, das die deutschen Volksstämme noch zur Einbeit zusammenknüpft, zerreißen wollte. Es würde auch schwerlich viel dabei herauskommen; man denke an Holland. (Werke XIV. 123). Hebbel befürchtet also von der Etablierung einer selbständigen plattdeutschen Literatur eine Benachteiligung des alle Deutschen verbindenden Hochdeutschen und will unter keinen Umständen die Schriftsprache angetastet wissen. Wir sehen, daß Hebbel durch die übertriebenen Ansichten Groths, die dieser allerdings in der späteren Schrift „Über Mundarten und mundartige Dichtungen“ wesentlich gemäßigt hat, selbst auf einen extremen Standpunkt gedrängt worden ist. Ohne Frage, darin muß man Hebbel Recht geben, mußte eine der deutschen Sprachen über die andere ein Übergewicht haben, damit das deutsche Volk nicht auf dem Gebiete der Literatur derselben Zerfahrenheit anheimfalle wie auf politischem Gebiete, und Groth hatte Unrecht, das Übergewicht des Hochdeutschen als bedenklich für die Entwicklung unserer Literatur zu bezeichnen. Andererseits hat aber Hebbel die Gefahren, die dem Hochdeutschen durch das Plattdeutsche drohen könnten, bei weitem überschätzt.

Die Entwicklung der neuplattdeutschen Literatur hat ihm durchweg unrecht gegeben. Heute ist man zu der Erkenntnis gekommen, daß wesentlich praktische Gründe gegen die Erhaltung und Pflege des Plattdeutschen nicht bestehen, daß dieses sich der vornehmen Schwester gegenüber nicht als Feindin, sondern als nützliche Freundin erwiesen hat. Daß Hebbel über die Zukunft seiner Muttersprache so pessimistisch dachte, mag zum Teil seinen Grund darin haben, daß es zu seiner Zeit eine eigentliche plattdeutsche Literatur noch nicht gab; was außer Groths, Reuters und Brinkmans Erstlingswerken vorlag, besaß kaum literarischen Wert.

Klaus Groth hatte in seinen „Briefen“ ferner die Behauptung aufgestellt, daß alles plattdeutsch gesagt werden könne, und deshalb auch plattdeutsch gesagt werden dürfe. Hebbel vertritt dagegen den Standpunkt, man solle

plattdeutsch sagen, was sich nur plattdeutsch sagen lasse. Er setzt der Dialektliteratur nach der stofflichen Seite feste Grenzen, indem er sagt: „Den Kreis aber steckt das Herz ab; denn das Gemütsleben, trete es nun rein lyrisch als persönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humoristisch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzuspalts hervor, ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden wie das Blut an die Ader, weshalb sich Klaus Groth und Friz Reuter oder „Reinke de Voss“ trotz Goethe nicht ins Hochdeutsche übersehen lassen, aber ebensowenig auch Ludw. Uhland und Eduard Moerike ins Plattdeutsche.“ Mit diesen Bestimmungen setzt aber Hebbel dem Niederdeutschen zu enge Schranken. Gewiß ist und bleibt die Wiedergabe volkstümlicher Stoffe aus dem niederdeutschen Leben, wo Stoff und Sprache schon eine künstlerische Einheit bilden, das eigentliche Gebiet der plattdeutschen Dichtung; aber es wäre falsch, andere Stoffe gänzlich auszuschließen. Hinsichtlich der Form hängt alles vom Können des Dichters ab, so daß man ihm auch darin keine Grenzen stecken kann.

Somit steht Friedrich Hebbel dem Plattdeutschen als Literatursprache wenig freundlich gegenüber. Wenn man seine Anschauungen heute nicht mehr teilt, so kann man sie doch aus seinen Lebensumständen und aus seiner gesamten Kunstanschauung heraus wohl verstehen und erklären.

Aus der untersten Volksschicht stammend verlebte Hebbel eine traurige Kindheit und Jugendzeit. Der Aufenthalt im Mohrschen Hause hat ihm Wunden geschlagen, die nie ganz vernarben. Seine Beziehungen zu Amalie Schoppe und anderen Personen brachten ihm die tiefsten Demütigungen; das Verhältnis zu Elise Pensing stürzte ihn in die schwersten seelischen Kämpfe. Es scheint deshalb psychologisch höchst begreiflich, daß gerade ein Hebbel nach der Befreiung auch von der Sprache rang, in der zu leben und zu dichten auf ihn wirken mochte wie ein Einweben in alte Ketten. Auch war das Gefüge der plattdeutschen Sprache ihrer Natur nach nicht geeignet für die feiner Begabung am meisten zusagenden heroischen Stoffe. Seine „Judit“, seine „Herodes und Marianne“, seine „Nibelungen“ können in plattdeutscher Form ja kaum gedacht werden. Nur das feiner Dramen, das uns heute noch am meisten im Gemüte packt und dessen Stoff und Charaktere niederdeutscher Herkunft sind: „Maria Magdalena“ läßt sich auch in plattdeutscher Sprache vorstellen und mit leichter Mühe in sie übertragen. (Vgl. Wilhelm Poet, die Zukunft der plattdeutschen Sprache. Kunstwart Jahrg. XXIV. Heft 3). Der gewichtigste Grund, der Hebbel zu seiner Stellungnahme gegen das Plattdeutsche veranlaßt hat, kam wohl aus der Zeit. Deutschland war nicht geeinigt; wie alle führenden Geister der Nation betrachtete es Hebbel als seine Aufgabe, der politischen Zersplitterung des Vaterlandes entgegenzuarbeiten, nicht sie zu vergrößern. So sehr ihm das Geschick seiner Heimat am Herzen lag, so sah er doch in Schleswig-Holstein, wie in den Ostseeprovinzen und in dem Elsaß nur wiederzuerobernde Provinzen des deutschen Reiches, nichts Selbständiges. Darum mußte es gerade einem Manne wie Hebbel ein unerquicklicher Gedanke sein, das einzige Band, das damals die deutschen Stämme verknüpfte, zerrissen zu denken. Hätte Hebbel den ungeahnten Aufschwung der neuplattdeutschen Literatur erleben, hätte er die Erfolge der unermüdbaren Bestrebungen zur Hebung seiner Muttersprache schauen können, so würde er sicherlich ein sympathisches Urteil über sie gefällt haben. Freuen wir uns, daß die Weisagungen und die Befürchtungen Hebbels nicht wahr geworden sind. Hoffen wir vielmehr, daß die plattdeutsche Sprache und Dichtkunst auch weiterhin blühen werde zum Wohle des Volkes:

„Eins nach außen — schwertgewaltig,  
Um ein hoch Panier geschart!  
Reich nach innen — vielgestaltig,  
Jeder Stamm nach seiner Art!“

**John Brinckmans Geburtstag.** Der Geburtstag John Brinckmans stand bisher nicht mit Bestimmtheit fest, und es war ein Streit der Meinungen ausgebrochen wegen des Tages, an dem der Dichter geboren sei. Als Geburtstag ist jetzt (nach einer Mitteilung der Rostocker Zeitung) einwandfrei der 3. Juli 1814 festgestellt worden. Diese Feststellung erfolgte durch die Anzeige, die der Vater des Dichters, M. Brinckman, also gewiß ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann, die Geburt seines Sohnes seinen geschätzten Gönnern in der Rostocker Zeitung vom 7. Juli 1814 „ergebenst anzeigt“. Die Geburtsanzeige lautet: „Daß meine liebe Frau den 3ten dieses Abends 11 Uhr von einem gesunden raschen Jungen entbunden worden, und Mutter und Kind sich sehr wohl befinden, zeige ich meinen geschätzten Gönnern hierdurch ergebenst an. Rostock, den 7. July 1814. M. Brinckmann“. (Der Familienname ist in dieser Anzeige mit nn geschrieben.)

**Professor Dr. C. H. F. Walther.** Auf der hansisch-niederdeutschen Pflingsttagung in Lüneburg hielt Prof. Dr. Borchling eine Gedächtnisrede auf Christoph Walther, die sich hauptsächlich auf dem literarischen Nachlaß Walthers und auf mündlichen Mitteilungen seiner Schwester, Frau Emma Hamel, aufbaute und aus der der „Hambg. Correspondent“ folgendes berichtet:

Christoph Walther steht nicht im Familienzusammenhang mit dem älteren Hamburger Gelehrten dieses Namens, ist dagegen verwandt mit dem Rostocker Konfistorialrat Walther, dem Verfasser der Geschichte der deutschen Bibelübersetzung. Ein gemeinsamer Vorfahre der beiden wanderte als Weißbäckergefelde aus seinem thüringischen Heimort Kranichfeld in Hamburg ein und vermählte sich dort mit der Tochter seines Meisters Prediger. Das niederdeutsche Element wird also in Christoph Walthers Wesen von weiblicher Seite hineingetragen. Am 29. April 1841 wurde er als Sohn eines Bäckermeisters geboren, besuchte erst die Realschule des Johanneums, dann die Gelehrtenschule und schließlich das Akademische Gymnasium, wo Hübler, Wohlwill, Wedde seine Mitschüler waren. Er hörte auf dem Akademischen Gymnasium alle Vorlesungen, begeisterte sich besonders für den Staatsrechtslehrer Ludwig Legidi, hielt sich aber ziemlich für sich, pietistischen Neigungen folgend. Erst auf der Universität Berlin, die er aufsuchte, nachdem er bereits in Erlangen und Bonn studiert hatte, lernte er Wedde kennen und bewahrte ihm treue Freundschaft, gab auch nach Weddes Tod seine niederdeutschen Gedichte heraus. Seine Studienzeit schloß er nicht durch ein Examen ab, sondern ging zunächst als Hauslehrer auf ein Gut bei Pinneberg. Nachdem er dann in Kiel cum laude mit einer Dissertation über die starke Konjugation im Latian promoviert hatte, wurde er Lehrer an Hamburger Privatschulen. Zuerst bei Fischer, wo der jetzige Generaldirektor Ballin sein Schüler war, dann bei Dr. Nieber. In letzterer Stelle wirkte er bis 1875, wo er zweiter Sekretär der Hamburger Stadtbibliothek wurde, nachdem er bereits 1872 Archivar des Vereins für Hamburgische Geschichte geworden war.

Den ersten Anstoß zur Beschäftigung mit der Germanistik erhielt er auf der Gelehrtenschule durch Prof. Roepen. Das belegt der von ihm auf dem Manuskript seines Hamburgischen Wörterbuchs gemachte Vermerk: Gesammelt seit 1855. Im Verfolg dieser Neigungen begründete er die Germanistische Sektion des Vereins für Kunst und Wissenschaft, die aber erst aufblühte, als Karl Roppmann, von Wais in Göttingen kommend, mit Walther und einigen andern die Germanistische Lesegesellschaft gründete. Erst war es nur eine lockere Verbindung, gestaltete sich aber dann zu einer festen Gesellschaft, in der Adolf Theobald die treibende Kraft war, während Walthers Stellung die des philologischen Beraters war. Er wurde auch in Aussicht genommen, die Zeitschrift des Vereins herauszugeben, nachdem Karl Weinhold in Kiel, an den man zuerst dachte, abgelehnt hatte. 1875, im selben Jahr, in dem Walther Sekretär der Stadtbibliothek wurde, trat der ein Jahr zuvor für Hamburg konstituierte Verein als Verein für niederdeutsche Sprachforschung neben den Hansischen Geschichtsverein.

Mit diesem Jahr beginnt eine neue Epoche in Walthers Leben und Schaffen. In ihr hat er vieles aus den Schätzen der Hamburger Stadtbibliothek mitgeteilt. So gleich im ersten Band des Vereins-Jahrbuchs zwei alte Glossare, im dritten das wichtige Fastnachtsspiel vom Henjelin, das ihn zu seinen Untersuchungen über die süßlichen Fastnachtsspiele anregt. Besonders wertvoll sind auch seine im zweiten Band des Jahrbuchs veröffentlichten, auf seiner Neocorus-Lektüre beruhenden Studien über das Altfrisische und sein Verhältnis zum Friesischen. 1880 endlich publizierte er zwei mittelalterliche Straßburger Handschriften, die er mit idealer Sauberkeit und Gediegenheit beschrieb. Aber gerade diese wissenschaftliche Genauigkeit der Arbeitsmethode des Philologen Walthers brachte ihn in Gegensatz zu dem ersten Sekretär der Bibliothek Arrey v. Dommer, der ein ausgezeichnete Praktiker war, aber keinen Sinn für die Akribie des Kollegen hatte. Schon der Direktor Isber stand in diesem Konflikt auf Arrey v. Dommers Seite; als dann ein Direktionswechsel eintrat, hatten sich die Dinge so zugespitzt, daß der neue Direktor Walthers veranlaßte, sein Abschiedsgesuch einzureichen (1883). Walthers, tief dadurch verletzt, hat die Stadtbibliothek dann lange Jahre überhaupt nicht betreten und sah sich während dieser Zeit ganz auf die Bibliothek des Vereins für hamburgische Geschichte angewiesen.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit setzte er unentwegt fort. Nach Lübbers Tod übernahm er die Arbeit am mittelniederdeutschen Handwörterbuch, das er 1888 vollendete und das seinen Haupttruhmestitel bildet. Dann ging er wieder an eigene Arbeiten, unter denen sich auch eine literarhistorische befindet, eine Untersuchung über den Eulenspiegel. Im übrigen schreibt er jetzt hauptsächlich Miscellen und dies entspricht seinem eigentlichen Wesen. Selbst seine größeren Arbeiten sind doch mosaikartig aus kleinen Stücken zusammengesetzt, der große synthetische Zug fehlt. Aber in diesen Miscellen steckt ein ausgebreitetes, tiefgründiges Wissen. Vor allem aber hat er als Redakteur des Niederdeutschen Korrespondenzblattes viele und wertvolle Beziehungen zu der ganzen niederdeutschen Welt unterhalten und überall hin mit entgegenkommender Gewissenhaftigkeit aus seinen reichen Kenntnissen der niederdeutschen Sprache Rat und Hilfe spendet. Bescheiden entzog er sich der Öffentlichkeit. Als man zu seinem siebenzigsten Geburtstag (den er in Lübeck verlebte), ein Bild von ihm herstellen wollte, mußte der hamburgische Zeichner Hans Förster ihn, während er in der Bibliothek des Vereins für hamburgische Geschichte arbeitete, heimlich porträtieren. Dieses Bild (zuerst veröffentlicht in dem 4. Jhg. der „Mitt. a. d. Quickborn“), gibt eine vortreffliche Vorstellung von dem Äußern des greisen Walthers, dem Prof. Borchling nachrief: Sie haben einen guten Mann begraben, uns aber war er mehr.

Die Pflege des Plattdeutschen in Hamburg fand viele Anerkennung auf der 18. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, die vom 1. bis 4. Juni in Hamburg abgehalten wurde. Einen besonders freudigen Widerhall fand eine Rede Bürgermeister von Melles, der sich entschieden für die Pflege des Plattdeutschen in der Schule aussprach, um die Schüler darin zu üben, natürlich und anschaulich zu denken, zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen sei und dann so zu schreiben wie sie zu sprechen gewohnt seien. — Seinen Vortrag über „Sprachcharakter und literarische Verwendung des sogenannten Niffingsch“ schloß Professor Borchling mit dem Ausblick auf die Möglichkeit eines Aussterbens der niederdeutschen Sprache, die freilich im Augenblick noch mehr Lebenskraft besitze als vielfach angenommen würde. Diese Bemerkung gab dem Vorsitzenden des Sprachvereins, Geheimrat Sarrazin, Veranlassung, seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß die Hamburgische Unterrichtsverwaltung als die erste im Deutschen Reich die niederdeutsche Sprache in die Schule eingeführt habe. Bei solcher Pflege und der regen niederdeutschen Vereinsarbeit in Hamburg könne man die Zukunft der plattdeutschen Sprache wohl als gesichert ansehen. Beim Festmahl erklärte Geheimrat Sarrazin: „Wir haben hier in Hamburg unsere Waffen kräftig gestählt, wir wollen das in die Welt hinausdrufen: geht nach Hamburg und seht Euch an, wie man dort in der Schule Muttersprache und Mundart pflegt!“

Das Plattdeutsche spielte auch auf dem Begrüßungsabend der Sprachvereinstagung eine entscheidende Rolle. Er war als „niederdeutscher Abend“ gedacht und so enthielt denn die Festfolge niederdeutsche Länze und niederdeutsche Lieder, eine Vorlesung von Gorch Fock und endlich die Aufführung des einmüttigen Lustspiels „Leege Lüüd“ von Hinrich Wriede.

Die zu der Tagung herausgegebene Festschrift enthielt ebenso wie die Festnummer der „Hamburgischen Schulzeitung“ Aufsätze über die niederdeutsche Sprache und Literatur.

Die Plattdeutschen haben — soweit sie es nicht schon wußten — von dieser Hauptversammlung die Überzeugung mit nach Hause genommen, daß auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein als ein eifriger Mitkämpfer für unsere Heimatssprache angesehen werden darf.

**Plattdeutsch in der Schule.** Das große Interesse, das die Schule heute dem Plattdeutschen entgegenbringt, spiegelt sich auch in manchen Beilagen zu Schulprogrammen wieder. So heißt es in der allen Freunden der Heimat zu empfehlenden, an beherzigenswerten Anregungen reichen Schrift „Die Forderungen der Gegenwart an den Geschichtsunterricht“ von Dr. Adolf Grabner (Hamburg 1914, Realschule in St. Pauli-Hamburg): „Es gibt eine Anzahl hamburgischer Schüler, die nicht nur das Platt nicht sprechen, sondern es auch nicht einmal verstehen. Der Lehrer hat dieser bedauerlichen Erscheinung entgegenzutreten. Im Unterricht und besonders auf Ausflügen muß den Schülern oft erst wieder das Verständnis für den Reichtum und den Wohlklang der schönen plattdeutschen Sprache erschlossen werden, deren verschiedene Mundarten er auf den beiden Ufern der Elbe hören und schätzen lernen kann.“

Professor Dr. Robert Holsten, Direktor des Königlichen Bismarck-Gymnasiums zu Pyritz, untersucht an den Wörtern Storch, Regenwurm, Ameise, Ziehbrunnen „die Sprachgrenzen im Pommerischen Plattdeutsch“ (Pyritz 1913) und knüpft daran die Mahnung: „Auch die höhere Schule sollte, wenn sie in niederdeutschem Sprachgebiet liegt, es nicht versäumen, das Interesse der Schüler am Plattdeutschen zu erwecken und die Liebe zu ihm zu pflegen. Denn wie sollen die Kinder in der Volksschule am Plattdeutschen festhalten, wenn sie sehen, daß die Söhne der höher stehenden Familien es meiden oder gar verachten. Ich weiß von einem Altersgenossen aus meinem Dorf, der auch eine höhere Schule in Pommern besuchte, daß dort die Primaner sich verpflichtet hatten, für jedes plattdeutsche Wort, das ihnen ent schlüpfte, zur Strafe einen Pfennig an eine Kasse zu zahlen. Wie traurig! Wer in unserer Provinz plattdeutsch gelernt hat, der soll es auch sprechen; denn auch unsere plattdeutsche Sprache ist ein Gut, welches wir nicht verkommen lassen dürfen. Sache der Schule aber ist es auch, bei den Schülern die Liebe zu dieser ihrer Muttersprache nicht erkalten zu lassen.“

**Ein plattdeutsches Märchen im Phonographen.** Eine bemerkenswerte phonographische Aufnahme machten Dr. G. Klocke, Assistent am Deutschen Seminar in Hamburg, und der Leiter des phonetischen Laboratoriums des Kolonialinstituts, Dr. Panconcelli-Calzia. Der ehemalige Gutsknecht Karl Muhs aus Ostholstein, den Professor Wisser der Bereinigung Quickborn als einen seiner besten Märchen erzähler vorgestellt hatte, sprach in einen Apparat das umfangreiche auch im Quickborn erzählte Märchen „Blomendal“, das der Apparat jetzt in voller Klangschärfe wiedergibt. Die Platte wird eine auch wissenschaftlich wertvolle Erinnerung an die allmählich aussterbenden Märchen erzähler Wilhelm Wisser's bilden. Karl Muhs steht ja auch bereits im 80. Lebensjahr.

**Das Dorf im Vortragsaal.** Unter dieser Überschrift plaudert in der „Tägl. Rundschau“ — ai — über den letzten Märchenabend des „Quickborn“: Ein alter bäuerlicher Märchen erzähler von 79 Jahren vor dem großstädtischen Publikum? Man braucht sich nur einmal die Zusammensetzung eines solchen Publikums, wie es nicht nur Berlin, sondern auch andere Großstädte hervorbringen, recht plastisch vorzustellen, um sofort einen schneidenden Widerspruch zu empfinden. Gemüßungrige Menschen, die in dem großen Steinbaufen ihre Seele verloren haben; raffigieriger Börslaner; elegante Damen, denen keine Sensation der Sinnlichkeit fremd geblieben ist und die einen echten alten Dorf-



Karl Muhs

Prof. Wiffner

bewohner wie ein seltsames Eier durch ihr Loggnett betrachten; eiskalte Kunsthändler, die sich die Chancen der „Chose“ überlegen; Kritiker, die in der ironischen Überlegenheit und in der ironischen Vernichtung ihre Lebensaufgabe sehen; mit allen Hundstagen gehezte Virtuosen, denen kein noch so verworfener Trick zu verworfen ist; müde Lebemänner, die an den Spieltisch nachher denken; raffinierte Artisten, die messerscharfe und messerkalte Wirkungen herausrechnen — und vor dem allen ein alter naiver Mann, der seine plattdeutschen Märchen erzählt, wie er sie in der Dämmerung von seinem Ofenwinkel aus erzählt hat? Wer das Dorf liebt und selber ein natürlicher Mensch geblieben ist, wird sich eines leichten Schauders nicht erwehren können. — Und doch: in Hamburg ging es. Der Quickborn war so feinfühlig gewesen, das Publikum auf seine Mitglieder und ständigen Gäste zu beschränken, so daß ein ernsthaftes geistiges Interesse von vornherein gesichert war. Man hörte dem alten 79jährigen Muhs gern zu, wie er mit naturwüchsigter Unbefangenheit seine plattdeutschen Erzählungen abliefern. Wenn ein solcher Abend aber wirklich gelingt, ist es allerdings ein Segen, etwas vom Rauschen der Dorfkinde in einer stillen Sommernacht in den häßlichen Geldlärm der Großstadt hineinwehen zu lassen. Die alten Märchenerzähler sterben auch auf dem Lande aus; die noch vorhandenen sind schwer zu finden, und mancher wird darum mit einem wertvollen Erlebnis nach Hause gegangen sein. — Wie oft aber gelingt ein solcher Abend? Er trägt unsichtbar die Inschrift: Vor Nachahmung wird dringend gewarnt. Und wie wir mit diesen Zeilen den gelungenen Abend, möchten wir zugleich die Warnung mit besonderem Nachdruck an unsere Leser weitergeben.

**Groth-Museum in Heide.** Am 25. April wurde Groths Geburtshaus als Groth-Museum der Öffentlichkeit übergeben. Seine Vernichtung war ja nahe genug gewesen, aber der auf die Nachricht von dem bevorstehenden Abbruch folgende Entrüstungsturm hatte besseren Erfolg gehabt, als jener vor Jahren, da das Kieler Heim des Dichters geopfert wurde. Daß das Haus in Heide erhalten wurde, ist ganz besonders der nie ermattenden Rührigkeit zu danken, die Professor Adolf Bartels an den Tag gelegt hat, der zugleich den Plan eines Denkmals auf der Schanze bei Heide, den er in dem ersten Heft des ersten Jahrgangs unserer „Mitteilungen“ näher entwickelt hatte, aufgab, um das dafür bereits zusammengebrauchte Geld der Erhaltung des Hauses nutzbar zu machen. So war der 25. April zugleich ein Ehrentag für Professor Bartels, dem denn auch die Weiherede übertragen worden war. Wem der Wind von der vor dem Grothhause gehaltenen Rede zu vieles davontrug, der konnte sie



anderen Tages gemächlich im „Heider Anzeiger“ nachlesen. — Der Rundgang durch das zwar niedrige aber doch recht geräumige Haus befriedigte alle Groth-Berehrer, unter denen man Joh. Hinr. Fehrs und seinen Beleger Chr. Dircks, Rektor Siercks, Prof. Herm. Krumm, Stadtrat Dr. Pauly, Nicolaus Bachmann und viele andere bemerkte. Das eine der beiden nach der Straße zu liegenden Zimmer, Groths Geburtszimmer, ist nach einer Zeichnung Hans Specters und nach Angaben einer noch lebenden Halbschwester des Dichters wiederhergestellt worden. Da findet sich dann die Wiege, das Wandbett, der alte Beilegerofen, der runde Tisch und der Großvaterstuhl, die alle schon Groth in seiner Kindheit dort gesehen hatte. Das andere Vorzimmer, Groths Arbeitszimmer während seiner Heider Lehrerzeit, enthält jetzt die Erstausgaben der Grothschen Werke und andere literarische Erinnerungen, eine alte Schreibmode, ein Bücherbrett und zahlreiche Bildnisse von Groth und seinen Freunden. Auch die andern Räume, die ehemals als Schlafstube, Spinnstube, Küche und Grümmüllerei gedient haben, enthalten manche Erinnerung an den Dichter. Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek hat auch die 2500 Bände starke Bibliothek Groths seinem Geburtshause überlassen. — Dem Rundgang folgte im Tivoli ein Mittagsmahl mit plattdeutscher Speisefolge und vielen Tischreden, unter denen nur erwähnt werden sollen die plattdeutsche Rede des Landrats Behncke und die persönlichen Erinnerungen an Groth als Lehrer, die seine ehemalige Schülerin Fräulein Windteler (jetzt in Odense lebend) zum Besten gab. — Den Beschluß des Tages machte dann ein Unterhaltungsabend, dessen Höhepunkt eine herzhafte Rede des Kieler Stadtrats Dr. Pauly (eines geborenen Heiders) war, der die plattdeutsche Sprache wiederum mit bekannter Meisterschaft als Sprache der großen Rede handhabte. Auch diese vortreffliche Rede, die über Groths Verhältnis zu seinem engeren Vaterland und seiner Vaterstadt wertvolle Aufklärungen gab, ist im „Heider Anzeiger“ abgedruckt worden. Sie bildete den harmonischen Ausklang des Tages und wird gewiß dazu beitragen, daß die Heider ihrem größten Landsmanne in Zukunft nicht nur einen Platz in seinem Geburtshause, sondern auch in ihrem Herzen einräumen.

D. W.

**Plattdeutscher Sprachunterricht für Geistliche.** Zeitungen berichteten kürzlich: „Ein großer Teil der Bewohner des Kreises Hoyerwerda in Schlesien ist wendisch, verkehrt auch miteinander nur in dieser Sprache. In letzter Zeit hat sich nun ein Mangel an Geistlichen eingestellt, die imstande sind, wendischen Gottesdienst zu geben. Darum hat das Konsistorium der Provinz Schlesien ein wendisches Seminar eingerichtet, in dem Studenten der Theologie während der akademischen Ferien die wendische Sprache erlernen können. Als besondere Vergünstigung gewährt man ihnen freie Wohnung und sogar freie Verpflegung.“ So sollte man auch unseren niedersächsischen Geistlichen Gelegenheit geben, die plattdeutsche Sprache zu erlernen, denn ein Pastor ohne Kenntnis des Plattdeutschen ist bei uns auf dem Lande ein halber Pastor.

Lic. Dr. Koldewey.

**Plattdeutsche Inschriften.** In der Kieler „Heimat“ erinnert F. Lorenzen daran, daß seit den 1879 von Klaus Groth für den Marktbrunnen zu Friedrichstadt gestifteten, jetzt auch das Kieler Grothdenkmal zierenden Inschriftverfen mancher Hausgiebel, manche altdeutsche Wirtsstube plattdeutsche Sprüche zum Schmuck erhalten hat. So finden wir z. B. in der Veranda des städtischen, im Bauernhausstil erbauten Wirtshauses in der „Forstbaumschule“ in Kiel die Balken der Holzdecke mit folgenden Inschriften belebt:

Holt fast an Holsten-Art un Slag — Wo of de Fot jüm dreegen mag.

De Modersprak höllt uns tosam — An Plattdütsch is uns Ehrennam.

Tede Döry heft sin Wis — An jede Hus sin Spis.

Rüm Hart, klar Og un sunn Verstand — Dat Krut is rar in jede Land.

Hoch oder platt, Drög oder natt, Beer oder Win, Awer echt mutt et sin.

Is de Köm in de Mann — Is de Verstand in de Kann.

It drink mien Wien un lied mien Pien.

Et di fatt un hol di glatt.

Eine dort in die Mauer eingelassene Marmortafel aber meldet uns folgendes: Vugeschicht: Dit Hus is but an de Städ von den olen lütten Krog



**Der Wortschatz der deutschen Handwerksprachen** ist der Gegenstand eines Preisaus Schreibens des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Die Preisaufgabe wird nicht nur den Gelehrten, sondern allen Gebildeten des Volkes gestellt. Aus den Bestimmungen geben wir folgendes wieder: Es wird verlangt die Sammlung entweder des erreichbaren Fachwortschatzes eines bestimmten einzelnen oder auch mehrerer einander nahestehender Handwerke (wie z. B. des Gerbers und Schusters), sei es für das ganze mitteleuropäische deutsche Sprachgebiet oder einen Teil davon, sei es für eine deutsche Siedlung im Auslande. Bestimmung und Umgrenzung des Gebietes wird völlig anheimgegeben, doch empfiehlt es sich, daß es im wesentlichen mit dem Gebiet einer einzelnen Mundart oder einer Gruppe verwandter Mundarten (z. B. Nieder-, Mittel-, Oberdeutsch) zusammenfällt; oder aller volkstümlichen Handwerksörter, die in einem bestimmten kleinen und kleinsten deutschen Gebiete, in einer bestimmten deutschen Ortschaft (Stadt, Marktflecken, Dorf) heute gebraucht werden oder nachweislich früher gebraucht worden sind. Es muß hier aber ein Gebiet oder ein Ort gewählt werden, dessen Wortschatz noch nicht in einem veröffentlichten Wörterbuch so vollständig gesammelt vorliegt, daß daraus die Handwerksörter einfach entnommen werden könnten. Vertrautheit mit der Mundart des betreffenden Gebietes oder Ortes ist dabei unentbehrlich. In beiden Fällen kommt viel an auf eine genaue Angabe der vorhandenen mundartlichen Formen der einzelnen Wörter, denen auch eine Umschrift in die schriftsprachliche Rechtschreibung beigelegt werden darf, soweit sie möglich ist. Noch wichtiger aber ist es, daß der Begriff jedes verzeichneten Wortes möglichst genau und erschöpfend bestimmt wird, d. h. daß das Aussehen, der Zweck und Gebrauch der Werkzeuge, die Art und der Zweck der Einrichtungen und Verfahren genau beschrieben und möglichst durch Abbildungen veranschaulicht wird. Bei heute ausgestorbenen Wörtern ist es erwünscht, daß festgestellt werde, bis wann sie fortgelebt haben. Es empfiehlt sich, begriffsgleiche oder begriffsähnliche Wörter des Schriftdeutschen oder auch fremder Sprachen anzuführen. Wird die Form eines nach der Abfolge geordneten Wörterbuches gewählt, so ist diesem, falls mehrere Handwerke behandelt sind, ein Verzeichnis beigegeben, das übersichtlich die jedem Handwerk eigenen Ausdrücke auführt. Mehr empfiehlt es sich, eine möglichst gemeinverständlich gehaltene Beschreibung der Technik des behandelten Handwerks, d. h. der technischen Vorgänge und Verfahren zu geben und in diese Beschreibung an gehörigen Orte die Fachwörter nebst Erklärung einzufügen. Dann muß aber auch ein alphabetisches Verzeichnis der behandelten Wörter beigegeben werden. — Wer sich an dem Preisaus schreiben zu beteiligen wünscht, sollte nicht veräumen, sich die Bestimmungen zuvor einschicken zu lassen.

**Der gebildete Kasper.** Kasper Putschenele scheint auf seine alten Tage gebildet oder gar ver bildet zu werden. Wir kennen ihn alle als niederdeutschen Jungen, den Johs. E. Rabes treffliches Kasperbuch zu neuem Ansehen gebracht hat. Überall kommt er wieder zum Vorschein, aber — er hat zumeist (noch neulich auf dem Stader Heimatfest) den süddeutsch klingenden Namen „Kasperle“ angenommen, und in Altona. auf der Gartenbau-Ausstellung, da spricht er sogar hochdeutsch, spricht hochdeutsch vor all den Hamburger und Altonaer Hören, die jent Plattdeutsch sogar in der Schule treiben und denen es in letzten Jahren zu einer Art Ehrensache geworden ist, Plattdeutsch zu sprechen. — Kasper, Kasper, wat heest du bi verännert! Snack Plattbüttich, Kasper, as siek dat for'n plattdütschen Jung heurt! Thies Kröger.

**Kleine Aufzeichnungen.** Am 7. Februar starb (wie ohne Tagangabe bereits berichtet) Heinrich Traulsen in Flensburg und am 9. Februar Ernst Pfeiffer in Hamburg. Pfeiffer ist der Verfasser einer 1910 erschienenen Erzählung „Fomili Buhsch“. — Am 19. Februar wurde in Spornitz ein Gedenkstein für Helmut Schröder eingeweiht. Er besteht aus einem mächtigen Felsen mit der Inschrift „Helmut Schröder“. Sein Standort ist ein mit vielen kleineren Blöcken übersät mit Epyue und Farnen besetzter Hügel. — Der Rostocker Reuterbrunnen wurde am Pfingstmontag feierlich enthüllt. — Die niederdeutsche und friesische Bibliothek der Dr. Theobald-Stiftung zu Hamburg ist in das Deutsche Seminar überführt worden.

Von den „Nieten“, mit denen sich die „Sprachecke“ dieses Heftes beschäftigt, wird ein hübscher Scherz erzählt: Zwei Blankeneser schlenderten durch Londons Straßen. Ein eiliger Engländer trat dem einen auf den Fuß und rief statt einer Entschuldigung ein zorniges „mind your feet!“ Der also Angefahrene aber sagte erstaunt zu seinem Landsmann: „Dat he mi op de Feut pedd, dor denk ik mi nicks bi, ober wo hett de Kerl dat her, dat ik en Niet bin?“

P. W.

**Vereinsarbeit.** Unter den mecklenburgischen plattdeutschen Vereinen hat sich die im Januar 1913 gegründete „Plattdeutsche Gilde“ in Schwerin dank ihrer eifrigen Arbeit schnell eine hervorragende Stellung erworben. Im letzten Winter hielten Vorträge die Herren Buckentin über Friz Reuter, Dr. Buhle über Lauremberg, Köhn über Felix Stillfried und über die Schönheit des mecklenburgischen Dorfes, Dr. Reese über die Bedeutung von Wosfidlos Sammeltätigkeit. H. K. A. Krüger, der Herausgeber der plattdeutschen Literaturgeschichte, war mit drei Vorträgen beteiligt, über Friz Stavenhagen, über bremische Hochzeitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts, über plattdeutsche Lyrik und die Lyriker Albert Schwarz und Ernst Hamann. — Dem Neubruck von Bärmanns „Kwatern“ hat die Gilde kürzlich (mit Unterstützung von Mitgliedern der mecklenburgischen Fürstenthäuser) ein von Dr. Rüst zusammengestelltes Brinckman-Buch folgen lassen. — Auf Anregung der Gilde hat diese gemeinschaftlich mit dem mecklenburgischen Verein für Geschichte und Altertumskunde, der Ortsgruppe des Sprachvereins und dem Heimatbunde Mecklenburg eine Eingabe an den Schweriner Magistrat gerichtet, bei Benennung von Straßen auf mecklenburgische Geschichte, Flurnamen und Dichter zurückzugreifen. — Zur Förderung der plattdeutschen Literatur ist ein Bücherverzeichnis herausgegeben worden. — Die Vereinsbibliothek umfaßt über 100 Werke. Die Mitgliederzahl ist auf 160 angewachsen.

Wie auch im oberdeutschen Sprachgebiet ernste Arbeit für niederdeutsche Sprache und Art geleistet werden kann, zeigt eine Zuschrift aus dem Kreise der Niederdeutschen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. Wir entnehmen dem Briefe folgende Angaben: Unsere 1905 gegründete Gesellschaft hat jetzt 110 (männliche) Mitglieder. Wir haben alle 14 Tage bzw. 3 Wochen Sitzung (d. h. jeden 1. und 3. Montag im Monat) und in diesen Sitzungen vollzieht sich hauptsächlich unsere Arbeit für niederd. Sprache und Literatur. Für jede Sitzung steht irgend ein Thema auf der Tagesordnung, und zwar, wenn es irgend möglich ist, ein solches, in das ein Referat allgemein orientierend einführt und das dann, häufig an mehreren Abenden hintereinander, eine rege Diskussion anzubahnen imstande ist. Daneben finden auch längere Einzelvorträge statt, die den jeweiligen Gegenstand möglichst erschöpfend behandeln. Wenn es die Art des Vortrags zuläßt, wird er durch Rezitationen erläutert oder durch einige der Stimmung angepaßte plattd. Lieder eingrahmt. Als Vortragende machten sich um die Abende verdient Lehrer Barmoldt, Prof. Dr. Dohse, Stadtschulinspektor Henze, Dr. Hogräfe, Rektor Lübben, Bürgermeister Dr. Luppe, Kaufmann Osmer, Prof. Dr. Richters, Kgl. Baurat Dr.-Ing. h. c. Scheelhaase, Rektor Voltmer, Rektor Wehrhahn und andere. Daneben haben wir auch reine Rezitationsabende, wo wir immer einen Dichter in möglichster Vielseitigkeit zu Wort kommen lassen und vor allem Bezug auf die neue niederdeutsche Dichtung (Fock, Lau, Wagenfeld, Claudius u. v. a.) nehmen. Außerdem fanden einige größere Veranstaltungen statt, zu denen auch Damen Zutritt haben. So hatten wir eine Reuter-Feier (gemeinsam mit dem Allg. Deutschen Sprachverein), eine Fehrs-Feier (Vortrag von Prof. Dohse, Gesang von Frau Hilde Dohse, Rezitation von Mitgliedern) und Rezitationsabende mit von auswärts verschriebenen Berufsrezitatoren. Ebenso halten wir alljährlich einmal, zur Fastenzeit, ein niederdeutsches Fest großen Stils ab, bei dem wir uns die „Quickbornbögen“ zum Muster genommen haben. Das letzte derartige Fest stand im Zeichen vom „Hamburger Dorn“. — Außerdem veranstalten wir alljährlich eine stimmungsvolle niederdeutsche Weihnachtsfeier. — Unsere Bücherei umfaßt z. Z. über 200 Bände. An Zeitschriften halten wir „Niederfachsen“, „Eetbom“, „Sannoverland“, „Quickborn“, „Seimat“, „Eckart“.

— Um für das Bekanntwerden guter niederdeutscher Bücher nach Kräften Sorge zu tragen, geben wir alljährlich zur Weihnachtszeit ein freilich erst stark in den Anfängen liegendes, aber hoffentlich sich immer mehr auszubauendes Bücherverzeichnis an unsere Mitglieder heraus.

**Pfingsttagungen.** Die Tagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung fand vom 1.—4. Juni zusammen mit der des Hanfsichen Geschichtsvereins in Lüneburg statt. Von den auf sprachlich-niederdeutschem Gebiet liegenden Vorträgen verzeichnen wir die über die Wörter „Halle und Laube“ von Geheimrat Edw. Schröder, über „Probleme der niederelbischen Mundarten“ von Dr. G. Kloeke, über „Lüneburgische Fluß- und Bachnamen“ von Prof. Ludw. Büdmann. Prof. Borchling sprach Worte der Erinnerung an Prof. Chr. Walther. Der Hinweis auf Prof. Bremers Entwurf einer niederdeutschen Rechtschreibung veranlaßte eine kurze Besprechung. Gustav Benecke las Dichtungen von Fr. Freudenthal, Wilhelm Keß und G. Müller-Sudenburg vor. — Herausgegeben will der Verein Chr. Walthers Hamburgisches Wörterbuch, ein Sylter Wörterbuch, Mittelniederdeutsche Arzneibücher und die gedruckten nd. Volkslieder bis 1700. Endlich soll ein Generalregister für das Korrespondenzblatt angefertigt werden. — Die Sonderausstellung nd. Handschriften und Drucke des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek fand gebührende Beachtung. — Der V. f. n. S. zählt jetzt 385 Mitglieder.

Allgemeiner plattdeutscher Verbandstag. Die Vertreter von 36 Vereinen traten am Pfingstsonntag in Rostock zusammen. Kommerzienrat Brinckman (Harburg) wurde zum Ehrenmitglied des Verbandes ernannt. Der wichtigste Punkt des ersten Tages ist die Umgestaltung der Verbandszeitschrift „De Getbom“. Kassenbericht, Entlastung des Vorstandes füllen die weiteren ersten Stunden aus. Am Sonntagmittag wurde im Beisein von Vertretern der Stadt der Reuter-Brunnen von Ewald Holz enthüllt. Bürgermeister (Rostock) feierte Reuter in ferniger Weise und Bürgermeister Dr. Becker übernahm den Brunnen für die Stadt. Am zweiten Tage wurde nach einem Vortrag von R. Subrbier die Kommission erweitert, die die Bestrebungen für eine einheitliche Rechtschreibung fördern soll. Das plattdeutsche Balladenbuch wird demnächst erscheinen. Die Brinckmanstiftung, die gute Bücher gratis an Schulen und Krankenhäuser verteilen will, hat durch Brinckmans Sohn einen namhaften Beitrag erhalten. Das Brinckman-Denkmal soll baldigst aufgestellt werden. Ein Preisaus schreiben für plattdeutsche Dramen soll angestrebt werden. An beiden Abenden fanden öffentliche Veranstaltungen statt, die der Würdigung Reuters und Brinckmans galten.



**Vieten und Parajotten.** Für den bekannten niederelbischen Ort Blankenese besteht der Ortsname „Vietenland“, die Bewohner heißen „Vieten“. Ein Blankeneser erklärte mir, es sei einfach der früher in Blankenese sehr häufige, auch heute noch vorkommende Vorname Vieto (Veit, pl. Viet) auf alle Blankeneser und auf den Ort selbst übertragen worden. — Der Blankeneser Mühlenberg wird „Parajottenberg“, die Bewohner dieses Ortsteiles werden „Parajotten“ genannt. Vermutet wird ein Zusammenhang mit Patrioten (Patterjotten). Wer weiß Zuverlässiges über diese Blankeneser Spottnamen? — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Blankenese noch manche plattdeutsche Ursprünglichkeit birgt. Ein steiler Weg von halber Höhe des Süllberges zum Strand führt den offiziellen Namen „Rutisch“. Hoffentlich ändert man ihn nicht gelegentlich in eine nichtsagende „Bergstraße“ um.

Paul Wriede.

**Henglibor.** Mir scheinen die verschiedenen Versuche, den Ausdruck zu erklären, misslungen zu sein. Am wenigsten wahrscheinlich ist wohl, daß ein alter Wortstamm darin stecken könne. Es handelt sich ja gar nicht um irgend eine verwinkelte Angelegenheit, sondern einfach um den scharf hervorstechenden Warnruf des in Handschlitten einen Abhang hinabsausenden Jungen: „Weg dor!“ d. h. „Bahn frei!“ Der ist dann durch Kindermund verschärft, ver-

stümmelt und verdreht in Weng dor, Cheng dor, Heng dor, bis schließlich Hengldor und Henglidor herauskam und durch seinen lustigen Klang das Feld behauptete. Daß ähnliche Umwandlungen im Volks- und Kindermund der Niederdeutschen recht häufig vorkommen, möge man bei Woffsidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen I nachlesen, z. B. Nr. 43 und Nr. 45, ebenso im Korr.-Bl. des Ver. f. Ndd. Sprachf. XXI 3 f. und 35 f. Beiläufig bemerkt, schien unserm verstorbenen Prof. Waltherr, dem ich im vorigen Jahre obigen Gedankengang entwickelte, meine Auffassung zu teilen. Johs. E. Kabe.







Als eine Nebenform von hängen, die zur Bildung des Wortes Hengelidor beigetragen haben mag, dürfte vielleicht der Begriff „Hangeln“ aus der Turnsprache in Frage kommen. Es bedeutet: Fortbewegen im Hang. (Jah. Deutsche Turnkunst, Kellam, Seite 46). Otto Brünning.

Ergänzend sei erwähnt, daß die Jugend dem „Hengelidor“ oft den Ruf „De Klütten sünd gor!“ folgen läßt. W. Kreuzfeld.

**Nu man!**, den Ausruf eines Kindes, wenn es ein Versteck gefunden hat, habe ich stets verstanden als „Nu söt mi man“ oder „Nu kumm man“. Wenn diese Wendung in Nunemann und Nudimann, schließlich gar in Nudifrau verstümmelt werden konnte, so beweist das ebenfalls, wessen Kindermund fähig ist. Johs. E. Kabe.

**Nu an! — Afree, afree!** Nach meiner Erinnerung und Beobachtung rufen die Kinder beim Versteckspielen nicht „Nu an“, sondern „Nu all!“ Was einfach „Nun schon!“ auf Hochdeutsch heißt. So deuteten mir auf meine Frage auch einige Rothenburgsorter Jungs mit der größten Sicherheit ihren Ruf. — Ob das geheimnisvolle „Afree, afree!“ oder das „Ankräh!“ erforscht ist? Wer erklärt diese Ausdrücke? W. Seemann.

**Stidlegrint.** „Grint“ bezeichnet etwas Kleines, Unvollkommenes. Wenn unter einer Anzahl Fische etc. sich viele unausgewachsene Exemplare befinden, sagt man: „Wat is dor for'n Grint mang!“ Der Ausdruck „Grintjes“ soll früher als Kosenamen für kleine Kinder gebräuchlich gewesen sein. W. Kreuzfeld.

  	<b>Theater</b>	  
--	----------------	---

**Hein Löhmann und Consorten.** Volksstück von Carl Munzel.

Wir haben nachzutragen, daß in der Zeit vor Weihnachten 1913 dieses Stück im Schiller-Theater zu Altona einige Male aufgeführt worden ist und zwar an Abenden, an denen zuerst ein Weihnachtsmärchen in Szene ging. Unser Referent, der bei der Erstaufführung am Erscheinen verhindert war, hat bei den Wiederholungen vom Theaterbüro mehrfach den Bescheid erhalten, das Haus sei bereits ausverkauft. Unsere Hoffnung, daß das vom Publikum sehr beifällig aufgenommene Stück nach Weihnachten wiederholt würde, hat sich bisher leider nicht erfüllt. So werden wir uns damit begnügen müssen, die Buchausgabe zu besprechen, was im nächsten Heft geschehen soll. P. W.

 	<b>Bücherbesprechungen</b>	 
--	----------------------------	---

Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen.

Die Schriftleitung scheidet den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.

**Quidborn** von Klaus Groth. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen sowie dem vervollständigten Müllenhoffischen Glossar von Hermann Krumm. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter und Hans Olde. 34.—35. Auflage. (Vierte und fünfte Auflage der illustrierten Ausgabe). Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1914. Geb. in dunkelbraunem Leinenband 8 Mart.

Der Name Otto Speckter ist eng verknüpft mit der Geschichte von Klaus Groths Quidborn. Wenige Monate bereits nach dessen Erscheinen 1852 hören wir von dem Plan einer illustrierten Ausgabe, von den Verhandlungen mit dem Hamburger Zeichner und Radierer und weiter von seinen Studien und

dem allmählichen Heranreifen des Werkes bis zum Jahre 1855, als das illustrierte „Vollleben in plattdeutschen Gedichten“ zum ersten Male erschien. Der illustrierte „Quickborn“ war einst ein echtes Volks- und Familienbuch für Schleswig-Holsteiner. Deswegen war es schon eine Pflicht der Pietät, ihn nicht spurlos untergehen zu lassen, Pietät auch, ihm im wesentlichen sein altes Gewand zu lassen, es nicht zu modernisieren und damit eine neue Halbheit zu schaffen. Professor Hermann Krumm, der schon die 3. Ausgabe 1899 besorgte und mit einer bemerkenswerten Einführung verfuhr, hat auch diese 4. und 5. Auflage unverändert gelassen. Otto Speckers Bilder sind der Spiegel einer versunkenen Welt, seine Auffassung ist uns oft zu weich, mehr romantisch-idealistisch als realistisch. Auch seine Technik ist überwunden, Feinheiten der Zeichnung scheinen mir aber auch durch den Umweg über die Holzschnitte oft gelitten zu haben. Aber wir wollen uns des Besitzes freuen, denn wer vermöchte heute noch die Studien zu treiben, wie Otto Specker vor 60 Jahren es konnte in Heide und Tellingstedt?

Daß wir immer noch keine anständige, des Quickborndichters würdige Gesamtausgabe von Klaus Groth besitzen, ist eine recht beschämende Tatsache. Sie wird ja wohl erst kommen, wenn Klaus Groth „frei“ geworden ist. Die hervorragend schöne Inselausgabe des „Quickborn“ vermag sich nicht jeder zu leisten, dafür mag die vorliegende in etwas zu entschädigen, wenn sie auch keineswegs das Ideal einer bis zur letzten Zeile künstlerisch durchgearbeiteten Ausgabe darstellt. Vor allem gehören in ein solches Buch doch wohl nicht die üblichen Geschäfts- und Buchanzeigen auf den letzten Seiten.

Dr. G. Kuhlmann.

**Bergische Pflanzennamen.** Von Professor Julius Leithaeuser. Elberfeld 1912. — 61 Seiten, gr. 8°.

Diese Schrift ist das Ergebnis einer ausgedehnten Sammeltätigkeit, bei der dem Verfasser, außer einer Anzahl von Quellenchriften, die Mithilfe einer Reihe von Mitarbeitern, die er im Vorworte nennt, gedient hat. Das mit großem Fleiße gearbeitete Buch reiht sich trefflich an die schon früher von mir in diesen „Mitteilungen“ (Jahrg. VII, Seite 71/72) besprochenen Schriften von Huntemann und Wagenfeld an.

Der Stoff ist in der Form eines Wörterbuches angeordnet, wobei die nach dem Alphabet folgenden deutschen Pflanzennamen in fetter Schrift vorangestellt sind, denen dann die lateinischen (botanischen) Namen folgen. Dann kommen die für jede Pflanze mehr oder weniger zahlreichen volkstümlichen Namen, oft auch einzelner ihrer Teile, wobei aus den verschiedenen Teilen des Bergischen Landes öfter recht große Abweichungen sich ergeben.

Wie Huntemann und Wagenfeld, so hat auch Leithaeuser sich damit nicht begnügt, er hat vielmehr in dankenswerter Weise auch kulturhistorische Hinweise gegeben, soweit es möglich war, z. B. ob und wie die eine oder die andre Pflanze in diesem oder jenem Orte als Volksheilmittel gebraucht wird, ob sie in bestimmten Redensarten vorkommt, und welche Bedeutung diese haben und endlich, ob auch Teile der Pflanzen als Kinderspielzeug dienen.

Der Raum gestattet es leider nicht, irgend einen interessanten Abschnitt hier mitzuteilen, wohl aber läßt sich sagen, daß auch dieses kleine Buch eine wesentliche Ergänzung der botanischen, besonders aber der kulturhistorischen Literatur ist. — Die Brauchbarkeit des auch äußerlich nett ausgestatteten Büchleins wird noch erhöht durch die beiden alphabetisch geordneten Namensverzeichnisse am Schluß. Das erste enthält die lateinischen Namen der besprochenen Pflanzen, das zweite ihre volkstümlichen Namen.

C. Rud. Schnitger.

**Englisch und Plattdeutsch** mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten des Ruhrmündungsgebietes. Praktische Ergänzung zur englischen Grammatik von Oberlehrer F. Wippermann. 38. S. Preis 50 Pf. Duisburg-Meiderich, Druck und Verlag von Johs. Graffmann.

Wenn auch nicht „Englisch un Plattdütsch eendohnt“ ist, wie Paul Frede einmal meint, d. h. in dem Titel eines Theaterstückes, so hat das Englische doch seinen germanisch-niederdeutschen Charakter trotz der französischen Einflüsse sich bewahrt. Daß der Plattdeutsche schneller und besser Englisch lernt als meist der Oberdeutsche, ist daher eine durchaus begründete Erscheinung. Vom prak-



tischen und unterrichtlichen Standpunkt aus geht Wippermann den Wechselbeziehungen zwischen den beiden Sprachen nach, um den Unterricht wie die Erlernung des Englischen durch den Hinweis auf das nahverwandte Plattdeutsche zu erleichtern und zu vertiefen. Denn was von den Mundarten des Ruhrmündungsgebiets, dem Rheinfränkischen gilt, trifft erst recht auf das Plattdeutsche, besonders der Waterlant zu. In der Lautbildung stehen sich Englisch und Plattdeutsch sehr nahe, beide haben gemeinsam die Neigung zur Diphthongbildung, beide stehen auf der gleichen Stufe der 1. Lautverschiebung, weisen eine Menge gleicher sprachlicher Erscheinungen auf. Zahlreiche Übereinstimmungen in der Form- und Satzlehre, im Wortschatz bilden eine treffliche Brücke vom Plattdeutschen zum Englischen. Die Gegenüberstellung von englischen Nursery Rhymes und plattdeutschen Volks- und Kinderversen deckt die verwandten Seiten des englischen Volkstums auf, ein plattdeutscher Odenweht einem aus der Gefühlswelt und Sprache der englischen Kinderwelt entgegen. Dem aufmerksamen Beobachter und Kenner englischer und plattdeutscher Sprache und Art will Wippermann nichts Neues bieten, er erwirbt sich aber ein unbestreitbares Verdienst durch die Aufdeckung der zahlreichen Berührungspunkte zur Nutzung im Unterricht, so daß man wohl von einer „praktischen Ergänzung zur Grammatik“ reden kann. Jedem Lehrer des Englischen im niederdeutschen Sprachgebiet sei die Schrift angelegentlich zur Beachtung empfohlen. Daß die Verwendungsmöglichkeit des Plattdeutschen im englischen Unterricht in unserer stets nach dem Nutzen fragenden Zeit unserer alten Muttersprache nur Freunde erwerben kann, ist eine erfreuliche Zugabe. Vielleicht ist es diese Seite der Frage „Englisch und Plattdeutsch“ überhaupt gewesen, die zu der vorliegenden Untersuchung angeregt hat, denn F. Wippermann ist ja einer der tatkräftigsten Vorkämpfer des Plattdeutschen im Westen.

Dr. G. Kuhlmann.

**Niederdeutsches Schrifttum einst und jetzt.** 1. Band: Dichtung (!) für Schule und Haus herausgegeben von Dr. Rudolf Schulze. 240 S. mit 1 Bild. Geb. 1,30 Mk.

Als ein weiteres Anzeichen wachsender Erkenntnis vom Wert niederdeutscher Sprache und Dichtung dürfen wir das billige Büchlein bewerten. Wenn es nur auch benutzt wird, so wird es sich als durchaus brauchbar erweisen, trotz einiger Unvollkommenheiten, die einem solchen Erstlingsversuch anhaften müssen. Zum ersten Male ist die mittelniederdeutsche Zeit gebührend berücksichtigt worden, die bisher unverdiente Nichtachtung gefunden hat. Dem Neddentiner Osterpiel hat m. E. das Mitteldeutsche nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Das Übergewicht der mittelniederdeutschen Prosa wird hoffentlich das 2. Bändchen dartun. Während aus der mittelniederdeutschen Dichtung die Proben sich gleichsam selbst darboten, ist bei der neuniederdeutschen Dichtung dem persönlichen Geschmac weiter Spielraum gelassen und so hätte hier und da statt des weniger Charakteristischen die Eigenart eines Dichters schärfer Bezeichnendes dargeboten werden können. Daß der Herausgeber besonders sein Westfalen berücksichtigt, ist berechtigt einmal durch den hohen Stand der westfälischen Dichtung und sodann, weil das Büchlein dort seine Hauptverbreitung finden wird. Fehlen dürfen aber u. a. auf keinen Fall Lyriker wie die Hamburger Adolf Stuhlmann, Hermann Claudius und der Mecklenburger Helmuth Schröder, deren Bedeutung unumwunden anerkannt ist. — Eine knappe, aber ausreichende Einleitung, die Geschichte und Wesen der niederdeutschen Sprache und des niederdeutschen Schrifttums behandelt und die Bedeutung des Niederdeutschen für Sprache und Volkstum dem Leser eindringlich vor Augen führt, ist eine erwünschte Zugabe, die das Büchlein zu einer Werbeschrift macht. Verzichten sollte man aber endlich auf die Gegenüberstellung von Groth und Reuter einerseits und Schiller und Goethe andererseits. Solche Vergleiche, die natürlich zum Nachteil der Niederdeutschen ausfallen, sind zwecklos und unberechtigt. Zu bemerken bleibt noch, daß der Herausgeber die Schreibung nach dem Vorschlage Prof. Dr. Bremers möglichst einheitlich zu gestalten versucht hat. Das gibt zunächst, besonders bei dem altvertrauten Klaus Groth, ungewohnte Wortbilder. — Möge das Büchlein in recht vielen Schulen Eingang finden und niederdeutsche Sprache und Art stärken und fördern.

Dr. G. Kuhlmann.

**Fritz Reuter.** Von Walther Nohl. Mit 33 Abbildungen und einem farbigen Titelbild. Velhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 99. Preis 60 Pfg. Das Büchlein bietet eine hübsche Einführung in Fritz Reuter. Die Bilder und Handschriftproben sind gut ausgewählt und auf dem Kunstdruckpapier gut wiedergegeben. Paul Wriede.

**Brinckmanbof.** Auswahl aus John Brinckmans Dichtungen. Für die plattdeutsche Gilde zu Schwerin hrsg. von Dr. Wilhelm Rufft. Eduard Herbergers Hofbuchdruckerei und Verlags-handlung Schwerin i. M. 64 S. Ladenpreis 20 Pfg. Bei Sammelbestellungen für Vereine 15, für Schulen 10 Pfg.

Der Hamburger „Quickborn“ hat den seit langem gehegten Plan eines Brinckmanbuches zugunsten der plattdeutschen Gilde zu Schwerin aufgegeben, um nicht die der plattdeutschen Bewegung bitter nötigen Mittel und Kräfte zu zerpfüttern. Durch Zuwendung von Geldmitteln haben die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg die niedrige Bemessung des Preises ermöglicht. Der Herausgeber schickt der Auswahl eine kurze Würdigung von Brinckmans Leben und Wert zum Geleit voran, die naturgemäß dem Kenner des einschlägigen Schrifttums und Brinckmans nichts Neues bieten will. Sodann kommt der Dichter selbst zu Wort mit *De Schländenfohrt*, *Doberan* und *De Reis nah Batavia aus Kasper-Ohm un ich*, dem unvergleichlichen *Voh* und *Swinegel* sowie einigen Kapiteln aus *Unf' Hergott up Reisen*. Der Prosa folgten einige Proben aus dem „*Vagel Grip*.“ Wer sich zu Brinckman hinführen lassen will, in dem vermag dies Brinckmanbof eine Ahnung von der Größe des Dichters zu erwecken, der im Schatten Fritz Reuters stand. Es vermöchte aber — das sei zu Brinckmans Ruhm gesagt — jede andere Zusammenstellung dieselbe Wirkung auszulösen. Das Büchlein hätte an äußerer und innerer Abrundung gewonnen, wenn die Lyrik in die Prosa eingestreut wäre. Schmerzlich wird der Binnenländer aber eine Worterklärung vermissen, die z. B. auch für die Schule unentbehrlich ist. Was die buchtechnische Seite angeht, so hätte m. E. ohne Mehrkosten durch etwas mehr Sorgfalt und Geschmack ein etwas reizvolleres Äußere sich schaffen lassen. In unserer in dieser Hinsicht glücklicherweise verwöhnten Zeit ist ein schmuckes Gewand die beste Empfehlung auch für ein Volksbuch. Möge das Brinckmanbof weiteste Verbreitung finden zum Ruhm John Brinckmans. Dr. G. Ruhlmann.

**Bevernadeln.** En söst Struz plattdütsche Gedichte von August Seemann. Berlin 1913. Verlag von W. Köwer.

Einen sehr stattlichen Band hat uns Seemann geschenkt, voll reifer Schönheiten. Allerdings gilt auch hier der alte Satz, daß weniger mehr gewesen wäre; manches schwächere Stück hätte unbedenklich fehlen können.

„Bevernadeln“ bedeutet einen weiteren Schritt Seemanns auf dem Wege zur reinen Gedankenlyrik. Der erste Teil freilich, „*Hus un Heimat*“, hat oft den Volkston außerordentlich glücklich getroffen. Bemerkenswert ist die Feindschaft gegen die Errungenschaften unserer sogen. Kultur, vornehmlich die Maschinen, die er mit bitterem Hasse bedenkt. Bei einigen übrigens prächtigen Liebesliedern, namentlich solchen, die man unter dem Thema Liebeszwist zusammenfassen kann, hat vielleicht Brinckman nachgewirkt.

In den Abschnitten „*Tit un Welt*“ und „*Achtern Aufen*“, die den weitaus größeren Teil des Buches umfassen, stehen zwar Probleme im Vordergrund, das Verhältnis zwischen Mann und Weib und zwischen Mensch und Gottheit. Wie Seemann sie beide zu lösen sucht, das hat er mit fast zu offener Ehrlichkeit gesagt. Mit scharfen Waffen sicht er gegen Hohlheit, Fäulnis und Wahn, wo auch immer er sie findet, sei es noch so alt und durch Überlieferung geheiligt. Ein gesundes Selbstbewußtsein, ein hoher Stolz auf die eigene körperliche und sittliche Kraft durchatmet das Ganze. Aber haben nicht eine Reihe von Gedichten einen allzu erotischen Einschlag? Auch darf eines nicht unerwähnt bleiben, daß für derartige religiöse Meditationen die plattdeutsche Sprache nicht mehr ausreicht. Alles das hätte viel besser hochdeutsch gesagt werden sollen. Wörter wie Idealisten, Humanität, Isolierschicht, Mytiker, Nervensystem und viele andere, die sogar in Gedichtüberschriften begegnen („*Binnengymnastik*“ S. 189, „*Immun*“ S. 190) machen in ihrer plattdeutschen

Umgebung einen ganz fremdartigen, ja peinlichen Eindruck. Der niederdeutschen Mundart sind in ihren poetischen Ausdrucksformen bestimmte Grenzen gezogen, die nicht ohne Schaden überschritten werden können.

Dr. Wilhelm Rüst.

**Erenst un Snack En lüttjen Pact.** Plattdeutsche Gedichte in niedersächsischer Mundart von August Hermann. 6. Aufl. 8° 82 S. Braunschweig 1913, Friedrich Wagners Hof-Buchhandlung. Steif broschiert 1,50 Mk.

August Hermanns „Erenst un Snack“ ist vielen Niederdeutschen längst ein lieber Bekannter. Schon zum 6. Male trägt es seinen „lüttjen Pact“ durch das Braunschweigische Land und über dessen Grenzen hinaus. — Braunschweig ist nämlich die Heimat des Verfassers, und dort hat dieser neben dem verstorbenen Theodor Reiche, dem verdienten Gründer und Herausgeber der prächtigen, leider längst eingegangenen Zeitschrift „Muddersprake“ schon vor Jahrzehnten für niedersächsische Art und Sprache gestritten und den Bestrebungen des jetzigen „Landesvereins für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig“ kräftig vorgearbeitet. — Die Sprache Hermanns ist darum der ostfälische Dialekt in braunschweigischer Färbung. Die braunschweigische Unterart des Ostfälischen steht im Wortschatz, in der Flexion, in dem Gebrauche der Präpositionen mit Dativ und Akkusativ sehr nahe der östlichen Hildesheimer Mundart, wie ich diese in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ (3. Jahrgang Nr. 1, S. 2–7) skizziert habe. Eine Worterklärung ist nicht beigefügt, ist auch kaum nötig. Ein paar charakteristische Formen (niest = nicht, Denebusch = Omnibus, drippet = drüppet = tropft) sind für jeden leicht zu raten; aber ein Wort wie zegenfilsch (S. 41, hochbeinig, widerspenstig) hätte doch wohl einer Erklärung bedurft. Doch wenden wir uns jetzt dem Inhalte des Werkes zu! — Das kleine Bändchen (82 Seiten in Oktav) enthält Gedichte, und zwar im ersten Teile „wat for't Gemäut“, lyrische und erzählende Gedichte, dann einige „Stammbauk-Rimels“, d. h. Lebensregeln, und drittens als Hauptfache „lustig Lüg“.

Die lyrischen und erzählenden Gedichte des ersten Teils, meist ernster Stimmung, sind gemütvoll und ansprechend, erheben sich aber meist nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit. — Die Lebensregeln sind verständig und wohlmeinend. Die Bedeutung des Werkes liegt erst in dem „lustigen Lüg“. Aber auch in diesem wird man keine große Offenbarung und keine außergewöhnliche Dichterkraft suchen. Es sind Läuſchen, teils eigentliche, in eine Spitze auslaufende Läuſchen, teils Schnurten und Schwänke und gereimte Anekdoten. Diese Gedichte sind alle flott gereimt und lesen sich ganz angenehm. Besonders gut aber wirken sie beim Vortrage in größerem Kreise. — Manche Stücke werden von unserem niedersächsischen Volke mit Beſagen angehört. Sie munden ihm wie kräftiges, hausbackenes Brot. Und auch vor Verbheiten wird ihm nicht bange. Darum ist es mit Freude zu begrüßen, daß Hermanns „Erenst un Snack“ mit seinem „lüttjen Pact“ zum sechsten Male wohlgenut durch die niedersächsischen Lande zieht. Mögen ihm recht viele Türen geöffnet werden!

G. Chr. Coërs.

**Nachtrag.** Der „Nachtrag“ hat mehrfach zur Folge gehabt, daß die darin genannten Verleger ihre Bücher nachträglich doch noch zur Besprechung einschickten. Einem Buche war im vorigen Jahre ein Brief beigegeben, worin gesagt wurde, der Verlag habe sowohl Interesse wie Zutrauen zu seinen Werken, habe das Buch auch nicht etwa auf Kosten des Verfassers drucken lassen, sondern ihm sogar Honorar gezahlt. Im übrigen möchten wir den Verlag nicht wieder im „Nachtrag“ aufführen. — Das hätte nun der Verlag selber in der Hand gehabt. Er hätte uns nur seine im Laufe der letzten 12 Monate erschienenen plattdeutschen Verlagsstücke zur Besprechung senden müssen. Da er das z. B. wiederum verſäumt hat, so müssen wir ihn wohl oder übel wieder in die nachstehende Liste aufnehmen. Wir führen die Liste ja nicht den Verlegern zu Liebe oder zu Leide, sondern wollen damit unsere Rubrik „Bücherbesprechungen“ nach Möglichkeit vervollkommen. Der Nachtrag wird nicht mehr erforderlich sein, wenn endlich die Autoren mit ihren Verlegern von vornherein abmachen, an welche Redaktionen sie die Bücher auf alle Fälle senden sollen, oder wenn einmal alle Verleger einsehen werden, daß

es in ihrem eigenen Interesse liegt, daß ihre plattdeutschen Bücher in den über plattdeutsche Literatur berichtenden Blättern besprochen werden und daß für den Erfolg eines Buches seine Nennnung nachteiliger ist, als selbst eine ungünstige Besprechung. — Hier die Liste der im Laufe des Jahres erschienenen Bücher, die uns nicht vorgelegen haben, aber uns anderweitig bekannt geworden sind:

„Scherz und Ernst aus dem Leben Fritz Reuters.“ Von Dr. Ad. Rohut (Dresden, Dr. A. von Dörp). — „Ut min Dörp“ (Erzählungen). Von Theodor Schulenburg (Rostock, Püschel). — „Bon de Waterkant“ (Erzählungen). Von Konr. Maß (Stettin, Leon Saunius). — „Ut unse Rinnertied.“ Von Georg Blikflager (Emden, W. Schwalbe). — „Plün un Knaken“ (Niemels). Von Heinr. Meggers (Hamburg, Hartung & Co.). — „Plattdeutscher Humor“ (Vorträge). Von Karl Emil (Hamburg, Emil Richter). — „Döntjes und Klöhnjes“ (Niemels). Von J. P. Heinrich (Hamburg, Richter). — „Snuten un Poten“ (Niemels). Von Heinrich Fürs (Hamburg, F. Dörfling). — „Burrkävers.“ Von R. Tarnow (Schwerin, L. Davieds). — „Gebichte.“ Von Johann Beyer (Bremen, Franz Leuwer). — „Wat sich bei Stammbisch vertelt.“ Von Paul Holdorf (Berlin, W. Süffert). — „Müllerdochter un Hüßlerkind“ (zwei Akte). Von Karl Meyer (Lüneburg, v. Stern). — „Rich bang“ (hist. Volksstück, 2 Akte). Von Friedr. Hintmann (Hambg., Richter). — „En feine Familie“ (Lustspiel, 4 Akte). Von Ad. Giese (Hambg., Richter). — „De Kaiserin ehr Bild“ (Einfakter für Mädchenvereine). Von W. Düsterbrod (Lengerich, Bischof & Klein).

Es muß noch bemerkt werden, daß einige Besprechungen eingegangener Bücher für das Oktoberheft zurückgestellt werden mußten.

**Kataloge.** Antiquariatskataloge, in denen niederdeutsche Bücher verzeichnet sind: Friedrich Meyers Buchhandlung, Leipzig. Nr. 121. — Theodor Krißche, Erlangen (Deutsche Literatur). — J. Riddersche Universitäts-Buchhandlg., Gießen. Nr. 19. — List & Francke, Leipzig. Nr. 451.

## ☐ Aus Zeitschriften und Tageszeitungen ☐

Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen werden gebeten,  
uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache  
und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

**John Brindman.** „Ut Brindman sin Welt“. Von D. Weltzien. (De Eckhom, 32. Jhg., Nr. 11f.)

**Klaus Groth.** „R. G. und Alwine Wuthenow“. Von Adolf Bartels. (Eckart, 1913/14. Nr. 7. — „R. G. und Schleswig-Holsteen vör 50 Jahr“. Von Fr. W. (Mödersprat, 1. Jhg., Nr. 2).

**Fritz Reuter.** „F. R. und der Krieg von 1864“. Von W. (Kreuzzeitg., 12. April).

**Fritz Stavenhagen.** Von Direktor Prof. Dr. Karl Lorenz. (Festschrift zur 18. Hauptversg. des Allg. D. Sprachvereins, 1914).

**Gustav Stille.** „Ein deutscher Volksdichter“. Von Jacob Bödewadt. (Kreuzzeitg., 9. April, Nr. 168).

**E. S. F. Walther.** „Dem Andenken Christoph Walthers“. Von E. Borchling. (Korrespondenzbl. des V. f. nd. Sprachforschg, Heft 34, Nr. 2/3).

**Hermann Wette.** „Ein westfälischer Dichter“. (Eisenacher Jtg., 21. April).

**Volksprache und -dichtung.** „Von der Sprache der hamburgischen Volksschüler und ihrer Erforschung“. Von G. Schmidt. (Pädag. Reform, 1. April). — „Verschollene hamburgische Gedäke“. Von E. Rud.

Schnittger. (Hamburger Woche, 9. Jhg., Nr. 16). — „Der plattdeutsche Bauer im Sprichwort“. Von Wilhelm Poed. (Deutsche Tagesztg., 7. April). — „Vom Zubettgehen und Aufstehen, vom Eigensinn und vom vielen Fragen“. Von Paul Wriede. (Hambg. Woche, 9. Jhg., Nr. 17).

— „Zum breiten Stein“. Von Hans Ruhe. (Korr.-Bl. d. V. f. nd. Sprachforschg., Heft 34, Nr. 2/3). — „Mardelßpel'n“. Von G. Schmidt. (Hambg. Woche, 9. Jhg., Nr. 20). — „Als was man in Hamburg sein Geld verdienen kann“. [Bezeichnungen für Handwerker usw.] Von Paul Wriede. (Hambg. Woche, 9. Jhg., Nr. 22). —

„Streifzüge durch die hamburgische Haus- und Kindersprache“. Von Ernst Krös. „Volkstümliche Benennungen von Arzneimitteln aus der Apotheke“. Von Dr. S. von Reiche. (Festschrift des Allg. D. Sprachvereins, 1914). — „Allerhand Plant“. Von Ludwig Frahm. (Hambg. Woche, 9. Jhg., Nr. 23).

**Wortklärung.** „Der Name Binnenalter“. Von E. Rud. Schnitger. (Hambg. Woche, 9. Jhg., Nr. 17).

**Rechtschreibung.** „Dever dat plattdütsche Richtschrievn“. Von Cornils Traulsen. (Niedersachsen, 19. Jhg., Nr. 14). — „En Antwort op de Verbandsvörsläg to en eenheitli plattdütsche Rechtschrievung“. Von Cornils Traulsen. (De Eelbom, 32. Jhg., Nr. 11).

**Sprachgeschichte und -geographie.** „Die Mundarten der Mark“. Von Dr. S. Teuchert. (Bosfische Zeitg., 18. April).

**Plattdeutsch und Hochdeutsch.** „Plattdeutsch — Hochdeutsch“. Von Behrens. (Gelleche Zeitg., 9. Mai). — „Aus der Werkstatt des niederdeutschen Sprachgeistes“. Von Otto Schütte. (Zeitschrift des Allg. D. Sprachvereins, 29. Jhg., Nr. 6). — „Wort und Gedanke“. Von G. Rosenhagen. (Festschrift des Allg. D. Sprachvereins, 1914). — „Plattdeutsch, ein Jungborn des Hochdeutschen“. Von Hinrich Wriede. (Hambg. Schulzeitg., 22. Jhg., Nr. 22).

**Verwandte Sprachzweige.** „Das Nacher Sprachdenkmal des 18. Jahrhunderts“. Von Prof. Dr. Jos. Kock. (Decher Platt, 7. Jhg., Nr. 10).

**Neuplattdeutsche Bewegung.** „Semd und Rock“. [Klaus Groth und Frédéric Mistral in der deutschen Presse.] Von J. B. (Hambg. Fremdenbl., 4. April, 1914). — „Geht das Plattdeutsche unter?“. Von Sch. (Tägl. Rundschau, 1. Mai). — „Pfleger und Erforschung deutscher Mundarten“. Von Dr. Otto Böckel. (Deutscher Volkswart, Mai 1914). — „Ein Wort über die pl. Sprache“. Von M. Stäcken. (Unsere Heimat, Münster, 1. Mai). — „Plattdeutsch in der Schule Norddeutschlands“. Von Dr. Gottfried Kuhlmann. (Hambg. Schulzeitg., 22. Jhg., Nr. 22).



## Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg



**Jubiläumsspende.** Mit herzlichem Dank wird über die Beteiligung folgender Mitglieder an der „Jubiläumsspende“, über deren Verwendung im letzten Heft berichtet wurde, quittiert.

Bis zum 1. Juni zeichneten:

je M. 50.— Herren Direktor Otto Harms, Ad. Kirften jr., Edm. J. A. Siemers.

M. 25.— Herr Albert Brosche.

je M. 20.— Herren E. A. Buchmann, Rudolf Dührkoop, Dr. Herm. Hartmeyer, Senator Heidmann, Fr. Höger, D. Holst, Fr. Holst, Senator Holtbusen, Conrad Jäger, Johs. Ed. Jepp, Carl Jönken, Dr. W. Kiepelbach, E. L. Lorenz-Meyer, Johs. E. Kabe, C. Stahl, J. L. Steffens, J. C. Stülcken, Präsident Dr. Tesdorpf, Geh. Kommerzienrat W. Volckens (Altona), Mag. M. Warburg, Wilh. Th. Wepber, Fr. W. Wengel, J. Wichmann.

M. 15.— Herr Hugo Fischer (Lima).

je M. 10.— Frau Anna Brettschneider, Herren F. W. Otto Beente, Dr. C. Bigot, Dr. G. Blohm, Prof. Dr. C. Borchling, Ludwig Boffelmann, Dr. W. A. Burchard, Herluf Godenrath, Henry Grewe, Landgerichtsdirektor Dr. Knauer, Wilhelm Kölln, Hermann Korff, Direktor B. B. Koch, Alfred Levy, Georg C. L. Lorenz-Meyer, Otto Meißner, E. D. A. Metelmann, Henry D'Swald, Dr. J. Ritter (Geesthacht), Carl F. C. Schneider, Paul E. Sibeth, S. W. Sievert, Geh. San.-Rat Dr. Tiedemann (Bergeborn), Paul Wriede.

- M. 8.— Herr Landgerichtsdirektor Ipsen.  
 je M. 6.— Herren W. Corssen, Ernst F. W. Müller.  
 je M. 5.— Herren Oscar Birth, A. Dunder, Hans Förster, Léon Goldschmidt, Wilh. von Have (Bergeedorf), J. Heymann, Chr. Klock, Geh. San.-Rat Dr. Ferd. Krüger (Bredeneu), Jven Kruse, Dr. G. Kublmann, Prof. Dr. D. Lauffer, Fischereidirektor Lübbert, Prof. Dr. Maes, Paul Mann, E. Marcus (Münster i. W.), E. Mercier, Ernst Müller, Hinr. Puttfarken, D. Reysold, Dr. Fr. Reimers, Gustav Röper, Amtsrichter Dr. D. Seebohm (Bergeedorf), Johs. Stübe, Dr. Rud. Werner, Carl Wild.  
 je M. 3.— Frau Elisabeth Thomann (Bergeedorf), Fräulein Louise Schwarz, Herren W. Behr (Bergeedorf), Pastor Fr. Holz (Altengamme), Johs. Kubrt, Oberinspektor Philippfen, Rud. Prüssing, Herman Reichenbach, A. Weymann.  
 je M. 2.— Frau Auguste Fock (Bergeedorf), Herren E. Kröger, Herm. Libnau, Dr. H. E. Müller (Bergeedorf).

Soweit ein Ortsvermerk fehlt, ist der Wohnort Hamburg.  
 Nachträgliche Veteiligungen an der Jubiläumsspende werden im nächsten Heft bekannt gegeben werden.

**Jahresbeiträge für 1912/13.** Mit herzlichem Dank wird bestätigt, daß seit der letzten Veröffentlichung und bis zum 31. Mai noch folgende Mitglieder unserer Vereinigung erhöhte Jahresbeiträge gezahlt haben:

a) statt 6 Mark

- M. 50.— die städtischen Kollegien der Stadt Kiel.  
 je M. 10.— Landesverein für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig, Herren Albert Broschek, Dr. D. Witt.

b) statt 3 Mark

- M. 10.— Herr J. S. Brumm (Wentorf).  
 je M. 6.— Herren Kommerzienrat Alb. Goldbeck-Löwe (Sellingfors), Direktor Johnsen (Heide), Th. Ketting, H. Koblz, Carl Schröder, Präsident Dr. Thomfen (Berlin-Halensee), D. Wetterli (Bugtehude), Wilhelm Wehrenberg (Großflottbek).  
 M. 5.— Herr G. Vockris.  
 je M. 4.— Herren Rektor Backeberg, Frl. Jversen (München), Erich Strenge (Schwerin).

(Soweit ein Ortsvermerk fehlt, ist der Wohnort Hamburg).

**Mitgliederversammlungen.** (Kleine Vortragsabende). 162. Mitglieder-versammlung. — Auf diesem vom Quickborn gemeinschaftlich mit dem Hamburgischen Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unter dem Vorsitz des Herrn Senators v. Berenberg-Göfpler in der Aula des Johanneums abgehaltenen Abend hielt Professor Dr. Otto Bremer einen frischen und geistvollen Vortrag über die Aussprache des Hochdeutschen. — Nicht Schulmeisterei, sondern die Tatsachen müßten entscheiden in der Beurteilung der Frage, was „richtiges Hochdeutsch“ sei. Wenn das Plattdeutsche einmal ausstürbe, die plattdeutsche Aussprache des Hochdeutschen würde noch Jahrhunderte fortleben. Die Niederdeutschen haben hochdeutsch künstlich gelernt wie eine fremde Sprache. Man hatte damals noch keinen phonetischen Unterricht, hatte auch wenig Gelegenheit, hochdeutsch zu hören oder sich in hochdeutschen Landen aufzuhalten. So kam man dazu, das Hochdeutsche plattdeutsch auszusprechen. Vom Standpunkt geschichtlicher Betrachtung ist unsere Aussprache falsch, sie ist nicht hochdeutsch, sondern eine Übertragung mundartiger niederdeutscher Eigenart auf die hochdeutsche Sprache. Hochdeutsch hätte man *a, B. st und sp* wie *sch* und *schp* sprechen müssen, während die alten indogermanischen Sprachen (gerade wie heute noch die Hamburger) *st* und *sp* sagten. Das *s* ist aber auch sonst ein besonderer Buchstabe. Richtig hochdeutsch müßten wir sagen und Seele „*ffagen*“ und „*ffeele*“ aussprechen, Würst „*Wurft*“. Ursprünglich hochdeutsch sei auch nicht die heutige Aussprache des *a*, beispielsweise in haben. In allen hochdeutschen

Dialekten klinge das a dumpf. Schön süß heiße richtig „scheen sfließ“. Wasser müße hochdeutsch „Wasser“ heißen. Deich und Bank spricht man richtig hochdeutsch sächsisch aus, also nicht stimmhaft. So betrachtet, sei auch Liebe falsch, dagegen „Lieve“ richtig. Historisch genommen sprechen wir also jeden Laut falsch aus. — Die Aussprache des Hochdeutschen gliedere sich in die niederdeutsche und die mittel- und süddeutsche Aussprache. Wird sich die hochdeutsche Sprache weiter ausbreiten, wird sie andere Sprachen (das Wendische, Litauische, Dänische, Friesische) verdrängen, dann werden neue Sprachgruppen entstehen. Von einer unantastbaren Richtigkeit der hochdeutschen Aussprache kann man nur sprechen für jene Zeit, als die Niederdeutschen anfangen hochdeutsch zu sprechen. Seitdem hat sich selbst in Oberdeutschland die falsche niederdeutsche Aussprache mehr und mehr durchgesetzt. Der Hochdeutsche nimmt die vor 100 Jahren noch verachtete niederdeutsche Aussprache des Hochdeutschen als Muster! Wenn nun jetzt jemand in seinem Studierstüblein auf den Gedanken kommt, die alte, richtige Aussprache wieder einzuführen, so soll er's tun, aber — in seinem Stübchen bleiben! — Es ist frevelhaft, eine bestimmte Aussprache einem anderen aufdrängen zu wollen. — Das norddeutsche stund sp ist nicht falscher als die ganze übrige heutige Aussprache des Hochdeutschen. Für die Erhaltung des Volkstümlichen in der Sprachentwicklung haben wir zu kämpfen und zwar gegen die Schulmeisterei, gegen ein Umfichgreifen der Bühnensprache auf Gebiete, für die sie nicht bestimmt ist und auf denen sie nichts zu suchen hat! Die vom Grafen Hochberg, einem geborenen Schlesier, in die Bühnensprache eingeführte Aussprache Berk und Burk für Berg und Burg ist in Hamburg zur rück zu weisen. Landschaftliche Eigentümlichkeiten sind berechtigt und notwendig, damit wir nicht einer Gleichmacherei verfallen, die niemals förderlich ist und nur da eine Berechtigung hat, wo anders eine Verständigung unmöglich wird. Die Willkür Einzelner hat uns nicht in unsere Aussprache hineinzureden und so lange wir nicht andere mit unserer Aussprache stören, wollen wir dabei bleiben. Wenn jeder seine Eigenart zur Geltung bringt, so ist unser Leben um so reicher. Nichts ist schlimmer als die allmähliche Erstarrung, in die alle Gleichmacherei uns treibt. Wir leben in der Gegenwart und haben ihr gegenüber die Pflicht, das zu halten, was wir nach bester Überzeugung für lebensberechtigt und gut halten. Dabei wird auch das Ganze am besten gedeihen.

Senator von Berenberg-Göbler dankte unter Hinweis auf den überaus starken Beifall dem Redner herzlich und ermahnte die zahlreiche Versammlung, treu an der sprachlichen Eigenart festzuhalten. Paul Wriede dankte für den Quickborn dem Redner ebenfalls für seinen klärenden Vortrag und sprach die Hoffnung aus, daß sich öfter eine Gelegenheit für ein Zusammengehen des Sprachvereins und des Quickborns finden möge. Es sei auch zu hoffen, daß nach der heutigen Kundgebung in den von der Oberschulbehörde eingerichteten Kursen nicht mehr Hamburger Lehrer und Lehrerinnen aufgefordert würden, Hamburger Kindern die uns fremde Aussprache deer, weerden (statt der, werden), Glaas, Graab, naach (Glas, Grab, nach), Taak, Könik, Berk, König, Berg), ebün (statt eben!) und andere Sonderbarkeiten der Bühnensprache aufzudrängen und daß diesen Kursen künftig die gute norddeutsche Aussprache des Hochdeutschen zugrunde gelegt würde. Auch diese Worte fanden die entscheidene Zustimmung der Versammlung. E.

163. Mitgliederversammlung, Dienstag, den 28. April im Patriotischen Gebäude. Wenn das Plattdeutsche und alles, was mit und in ihm lebt und webt, im Laufe der Jahrhunderte im Wert gesunken, der Verachtung anheimfiel, so ist davon ein gut Teil zu Lasten der Schule zu schreiben, die in einseitiger und kurzfristiger Bevorzugung alles Hochdeutschen, nicht nur die im Plattdeutschen und Heimatlichen ruhenden Bildungswerte aus Unkenntnis ihres Wertes ungenutzt und brach liegen ließ, vielmehr im 19. Jahrhundert bewußt und absichtlich den Kampf gegen die Muttersprache des niederdeutschen Nordens aufnahm. Wenn nun seit einigen Jahren die Schule versucht, etwas von ihrer Schuld abzutragen, so darf man das wohl als einen Beweis dafür



ansehen, wie die plattdeutsche Bewegung schließlich doch mehr an Boden gewinnt, da der erbitterteste Feind einschwenkt und auf die Gegenseite tritt. So eröffnete der Vortrag „Plattdeutsch in der höheren Schule“ des Oberlehrers Paul Hoffmann erfreuliche Ausblicke: der kommende Generation unsern starken Willen einzuprägen, darin sah er die Aufgabe der Schule in dem Streit um das Plattdeutsche. Schickt die Kinder aufs Dorf, damit sie Achtung gewinnen vor niederdeutschem Volkstum, schickt sie aufs Dorf und in die Kleinstadt, anstatt dem törichtesten internationalen Schüleraustausch nachzudenken. Laßt die Schüler ganz Wurzel fassen im Heimatboden, erzieht sie nicht zum Allermeltwissen, das schließlich nichts bedeutet! Hierzu sind alle Fächer berufen. Da aber, wie der Vortragende befürchtete, der Schule Niederdeutsch als Unterrichtsfach nie bewilligt werden würde, so falle die Hauptarbeit dem Deutschunterrichte zu in der Verwertung der an ethischen und ästhetischen Werten reichen plattdeutschen Literatur. Leider versagen aber fast alle unsere Schullesebücher, die lokale Bedürfnisse nicht berücksichtigen und über Groth und Reuter nicht hinauskommen. Ebenso fehlen billige niederdeutsche Fertige der älteren wie der neueren Literatur. Hier hätte der Quickborn eine große Aufgabe vor sich, der ein niederdeutsches Lesebuch für Schule und Haus schon seit langem plant. Hauslektüre und freiwillige Leistungen müssen fördernd zur Seite treten, und der Redner nannte z. B. die Schulen in Barmbeck, am Holstentor und in St. Georg, die durch plattdeutsche Kränzchen, Vorträge und dergl. ein gutes Beispiel böten. Scheitern dürfe aber der gute Wille nicht an dem Mangel an gut plattdeutsch sprechenden Lehrern, und der Vortragende riet daher den Studenten, in ihren Ferien zu den Bauern auf die Dörfer zu gehen und zu lernen. — An diese von liebevoller Beschäftigung mit der Frage zeugenden und eindringlich vorgebrachten Ausführungen schloß sich eine angeregte und anregende Aussprache an. Zunächst brachte Rektor Lübker (Hamburg-Eppendorf) eine lehrreiche Statistik aus den Oberklassen seiner Schule, die wieder einmal die Bestätigung erbrachte, daß das Plattdeutsche in der männlichen Jugend noch ziemlich starke Wurzeln hat. Er trat vor allem für die Verwendung des Plattdeutschen in der heimatlichen Geschichte ein und forderte eine hamburgische Geschichte in plattdeutscher Sprache. Vom Standpunkte der Mädchenschule beleuchtete Herr Fr. von Borstel und Rektor Guido Höller das Thema. Weitere Bemerkungen machten die Herren Max Werner, W. Röhl, Prof. Dr. Rosenhagen, Häger, P. Briede und Dr. Kuhlmann, der vor allem mehr plattdeutsche Prosa in den Lesebüchern wünschte, im übrigen aber vor dem lähmenden Pessimismus warnt, den der bisherige Erfolg unserer Arbeit durchaus nicht rechtfertigt. Zum Schluß gab Herr Oberlehrer Paul Hoffmann seiner Freude über das einträgliche Zusammenarbeiten von Volksschule und höherer Schule Ausdruck. Anschließend daran machte Herr G. Schmidt einige Mitteilungen über die Arbeit des heimatkundlichen Ausschusses der Gesellschaft der Freunde, der die hamburgische Kindersprache erforscht und dem auch die Hilfe des „Quickborn“ erwünscht sei. Dr. G. R.

164. Mitgliederversammlung, Dienstag, den 13. Mai im großen Saale des Patriottischen Gebäudes. Die Sammlung der ostholsteinischen Volksmärchen durch Professor Dr. Wilhelm Wisser, ihre Veröffentlichung für die Jugend in 3 Bändchen „Wat Grotmoder vertellt“, für Erwachsene in dem Band „Plattdeutsche Volksmärchen“ darf man ohne Übertreibung als eine literarische Großtat bezeichnen und mit als den wertvollsten Dienst, der unserer niederdeutschen Kultur im letzten Jahrzehnt erwiesen wurde. Die kommende wissenschaftliche Ausgabe der reichen Ernte, die Wilhelm Wisser noch eben vor Vorentscheuß in seine Scheuern einbrachte, wird für die Volkstunde ein Ereignis sein. Dann auch wird sich einigermaßen das Verdienst Wisser's für die literarische Ausprägung des gesammelten Märchengutes feststellen lassen und zugleich auch, wie das Volk denn eigentlich erzählt. Als Antwort auf ähnliche oft an ihn gerichtete Fragen hatte Prof. Wisser sich den „Ostholsteinischen Märchenabend“ gedacht, als er unserer Vereinigung die Anregung gab, einmal einen seiner alten Märchenerzähler erzählen zu lassen. Vielleicht ein nicht unbedenkliches und nicht einmal zu rechtfertigendes Unterfangen! Denn das plattdeutsche Volksmärchen, das wie jedes Märchen in das kindliche Zeitalter menschlicher Geschichte weist, gehört nicht in den Vortragsaal der Großstadt,

wie der naive Erzähler nicht auf das Vortragspult. Die intimsten Reize des Märchens, die in der Dämmerstunde und im engen Kreise beim stimmungsvollen Holzbrand und in der Kinderstube zur Geltung kommen und nur der seelischen Gleichgestimmtheit von Hörer und Erzähler zu voller Wirkung gelangen, das mußte fehlen. In der Großstadt konnte der Versuch allzusehr als Kuriosität wirken! Und deshalb hatte der Quickborn auch den Abend auf seine Mitglieder und ständigen Gäste beschränkt, immerhin war der Bürgerschaftssaal des Patriotischen Gebäudes voll besetzt. Prof. Wigger tat zunächst in einigen Worten des Hauptzweckes Erwähnung: zu zeigen, wie das Volk seine Märchen erzählt und weiter auch einmal vor einer großen Zeugenschaft die Echtheit des Platts festzustellen, das Wigger ja in der Sprache der Tagelöhner am reinsten zu finden glaubt, der organischen Weiterentwicklung aus sich, ohne Einfluß des hochdeutschen Sprachgeistes jedoch für unfähig hält. Dann erzählte der 79jährige Karl Muhs aus Grönwohldsdorf bei Cismar seine Märchen. Er begann: „Dar is mal 'n Fischer weß“ und erzählte von Blomendal, das Professor Wigger dann zum Vergleich in seiner Bearbeitung vorlas, vom Meisterdieb, von De twe Bröder, De Smidt von Jüterbogk, De Suldat un de ol Fritz, De Döfcher un de Düwel, Dumm Hans bi de Pudelmüs, De Röni un de Schinnertnecht (Der Stiefel von Büffeleder), De Bur un de Studenten, Der hl. Geist in de Kirche, Du driggst de Pann weg. Ununterbrochen floß der Plauderstrom dahin, man begriff, daß er einer von Wiggers besten Erzählern war, dem auch hier der Schmelz aus den kleinen blizenden Augen sah, wie er mit lebhaftem Mienspiel seine Erzählung begleitete. Und mancher nervöse Großstädter mochte den Alten beneiden, wie er da stand in unbewußter Sicherheit und naturwüchsiger Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit. Die Menschenmenge suchte ihn nicht an: „Dar weet min Hart nits von af“ stand auf seinem Gesicht zu lesen. War auch der Abend ursprünglich nicht auf künstlerische Wirkung gestellt, so war doch der Eindruck groß und bewies von neuem die Kraft des Volksmärchens, die auch in dieser Umgebung zum Durchbruch kam. Soviel Beifall ist dem alten Muhs wohl in seinem Leben noch nicht geworden, und er hätte gerne alle seine 40 Geschichten zum Besten gegeben. . . . „Do fiert se enen Dag Graffer un den annern Dag Röst, mit negenungenti Muskanten. Un it wer Trummelsläger. Un nu is de Geschicht ut.“

Dr. G. R.

**Zur Beachtung.** Dem für unsere Mitglieder bestimmten Teil der Auflage dieses Heftes liegt eine Bestellkarte auf Adolf Stuhlmanns Gesammelte Dichtungen (4 Bände) bei. Der Verlag eröffnete auf die Ausgabe, die sowohl in einzelnen Bänden, wie als Ganzes zu beziehen ist, eine Subskription, die bis zum 1. September d. J. Gültigkeit hat. Vor dem 1. September bestellte Exemplare kosten gebunden statt je 2 Mk. je 1,60 Mk. Bestellungen und Anfragen beliebe man nur an den Verlag Richard Hermes, Hamburg 37, zu richten.

**Die Vereinsbibliothek** befindet sich im Deutschen Seminar (Vorlesungsgebäude, Edmund-Siemers-Allee). Die Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der noch nicht gebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11—12 Uhr ausgeliehen. Die Mitgliedskarten sind bei jeder Bücherentleiher vorzuzeigen. — Auch die Bibliothek der Dr. Theobald-Stiftung ist jetzt im Deutschen Seminar untergebracht.

**Jahresbeiträge.** Der Beitrag für die im Stadt-Postbezirk Hamburg-Altona wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 6 Mark (für die Zeit vom 1. März bis 30. September 3), für die außerhalb dieses Bezirkes Wohnenden mindestens 3 Mark, für Vereine und Körperschaften ohne Rücksicht auf ihren Sitz mindestens 6 Mark. Die dem Quickborn angeschlossenen Vereine können die Veröffentlichungen (Vereinszeitschrift und Quickborn-Bücher) für ihre Mitglieder zu einem mit dem Verwaltungsrat zu vereinbarenden Betrage beziehen.

Das Vereinsjahr läuft vom 1. Oktober 1913 bis 30. September 1914. Neueintretende Mitglieder belieben den von ihnen zu entrichtenden Beitrag an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11, einzuzahlen oder ihn auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg zu überweisen. Postanweisungen wolle man nur an den Kassierer, Herrn Dr. Fr. Kei-

mers, Hamburg, Hermannstr. 20, richten. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht. Über die freiwillig erhöhten Beiträge wird in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ quittiert werden. — Die Einladungen zu den Hamburger Veranstaltungen werden nur an diejenigen Mitglieder geschickt, die mindestens 6 Mark zahlen.

## Neue Mitglieder.

(Vom 1. April bis 10. Juni 1914.)

Herr Dr. med. Hugo Ahlers, Hamburg	Herr Gustav Bodris, Altona-Ottensen
„ Rektor H. Backeberg, „	„ Pastor Ed. Hansen, Ahrensburg
„ Heinrich Fittje, „	„ Hans Victor Hansen,
„ J. Friedrichs, „	„ Direktor Johnsen, Heide i. S.
„ K. Hartnack, „	„ Julius Nielsen, Tzeboe
„ Amandus Hirsch, „	„ Rektor S. Eiercks, Schleswig
„ Alfred Hügel jr., „	„ P. Thapfen, Tondern
„ Dr. A. Kaegbein, „	„ Wilhelm Wehrenberg, Groß-
„ Theodor Kelting, „	„ W. Baustian, Rostock (Hottbek)
Frl. E. Koch, „	„ E. Dürenfeld, Jeikum (Distr.)
Herr Oberlehrer Ernst Koch, „	„ Postdirektor H. Niesel, Aurich
„ Jul. Meyer, „	„ Fr. Köhrs, Osnabrück
„ Arnold Nisch, „	„ Carl Lange, Lübecke (Westf.)
„ Walter Röhl, „	„ Nicolaus Bachmann, Berlin
„ E. S. Schmidt, „	„ Geh. Regierungsrat Carl Denker,
„ Karl Schröder, „	„ Charlottenburg
„ Cornils Traulsen, „	„ Prof. Adolf Bartels, Weimar
„ Wilhelm Wilsdorff, „	„ Paul See, Treisbach (S.-N.)
„ Dr. Wolderich, „	„ Kommerzienrat Konjul Alb.
	Goldbeck-Löwe, Helsingfors

**Werbung neuer Mitglieder.** Vor einigen Monaten wurde die Hoffnung ausgesprochen, der 1904 gegründete „Quickborn“ möchte im Laufe dieses seines Jubiläumjahres auf 1000 Mitglieder kommen. Langsam aber sicher nähert sich der Quickborn dieser Zahl. Er ist inzwischen bereits auf 742 Mitglieder angewachsen und damit auch der Zahl nach der bedeutendste aller plattdeutschen Vereine.

Den im letzten Heft genannten erfolgreichen 41 Werbern haben sich inzwischen noch angeschlossen Fräulein E. Bunge und die Herren Pastor Hansen (Ahrensburg), Dr. Hansen (Hamburg), Johs. Ed. Jepp (Hamburg), E. Koch (Hamburg), Fritz Lau (Glückstadt), Prof. Dr. W. Stuhlmann (Schwarzenbek), Carl Wild (Hamburg) und Wilhelm Zierow (Güstrow). — Weitere Anmeldungen neuer Mitglieder beliebe man zu richten an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 25.

Die Quickborn-Bücher und die Vereinszeitschrift werden den Mitgliedern der Vereinigung Quickborn kostenfrei geliefert. Neueintretenden werden die in der Beitragszeit erschienenen Veröffentlichungen nachgeliefert. Die im verfloffenen Vereinsjahr erschienenen Bücher „Holstenart“ von Johann Hinrich Fehrs und „Von alten hamburgischen Speichern und ihren Leuten“ von Johs. E. Kabe sind für 50 Pf. das Stück durch den Buchhandel zu beziehen. Im laufenden Vereinsjahr erschienen bis jetzt: „Schmack und Schnurren“ von F. W. Lyra, „Van Jadedstrand un Werserlant“ von Th. Dircks und „Finkwarder Speeldeel“ von Gorch Fock und Hinrich Wriede. In Vorbereitung befinden sich: Klaus Groth „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ und E. Rud. Schnitger „Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg“.

Wohnungsänderungen beliebe man, um eine Verzögerung in der Zusendung der Drucksachen zu vermeiden, recht frühzeitig anzumelden.

Das nächste Heft der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ erscheint voraussichtlich Mitte Oktober 1914.

Redaktionschluß für das vorliegende Heft: 16. Juni 1914.